Gattin und Tochter.

Erster Band.

Gattin und Tochter.

Roman

von

Graf Ulrich von Baudissin.

Erster Band.

Berlin, 1867.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

Belehrt den Leser, an welchen Merkmalen ein Bild von Paul Potter zu erkennen ist.

Wie jeder Mensch seine besondere Physiognomie hat, die ihn von jedem seiner tausend Millionen Nebenmenschen unterscheidet, so hat sie auch jedes Haus, namentlich jedes alte Haus, und das in der Residenzstadt D.... am unteren Ende der Roßgasse gelegene und mit der Nummer 27 bezeichnete darf sich rühmen, diese Eigenthümlichkeit in sehr hohem Grade zu besitzen. Es ist im Renaissancestil gebaut, hat dicke Mauern, hohe zackige Giebel und erstaunlich viele an Gesimsen und Thür- und Fenstereinfassungen angebrachte schnörkelhafte Verzierungen, aus denen hie und da greuliche Thier- und Menschenfratzen, sowie dickbäuchige, wassersüchtige Engel hervorlugen und auf zwei in Sandstein gehauene Löwen hinabblicken, die

vor der gewölbten Thür, obgleich sie die Vordertatzen eingebüßt haben, noch immer in unbegreiflicher Weise die verwitterten Wappenschilde mit den nicht mehr zu erkennenden heraldischen Abzeichen balanciren. Des Hauses größter Schmuck aber ist ein über der Thür hervorragender Erker, der von vier, ihre Schweife in einander schlingenden Drachen getragen wird. Es sind diese Drachen sicherlich die unglückseligsten Individuen ihrer ganzen fabulösen Zunft, sie krümmen und winden sich unter dem Jahrhunderte dauernden unleidlichen Druck, und — falls man Drachenmienen trauen darf, flehen sie unausgesetzt und verzweiflungsvoll zum Himmel und allen Heiligen um endliche Erlösung aus ihrer Qual. Doch kein Gott und kein Heiliger hat mit ihnen Erbarmen, und der schwere Erker lastet fort und fort auf ihren plattgedrückten, zu einem gordischen Knoten zusammengerollten Leibern.

Ganz abgesehen aber von den Drachen, macht das alte Haus auf jeden denkenden und empfindsamen Beschauer einen eigenthümlichen Eindruck, es flößt ihm unwillkürlich eine Art ehrfurchtsvoller Scheu ein; und wirft er nun, nachdem er es betrachtet, einen flüchtigen Blick auf dessen Nachbarn rechts und links, die alle, so weit die Roßgasse reicht, einer viel jüngeren Zeit entsprossen sind, so muß nothwendig die

hohe Meinung, die er von dem alten Hause gefaßt hat, sich noch steigern, denn o welch ungeheurer Contrast zwischen der zugleich soliden und phantastischen Bauart, die er hier bewunderte, und jenen langweiligen, schnurgeraden Linien, jenen leeren, nichtssagenden Flächen und jenen abscheulich symmetrischen, aller Poesie hohnsprechenden Aneinanderreihungen, denen er dort überall begegnet!

Das alte Haus scheint sich auch seiner noblen Eigenschaften vollkommen bewußt zu sein, denn es schaut mit stolzer Geringschätzung auf seine fade, charakterlose Umgebung herab, in welcher es sich ausnimmt, wie sich ein adelstolzer Marquis vom Hofe Ludwig's des Vierzehnten ausnehmen würde, wenn er mit seiner Alongeperrücke, seinen buntfarbigen, mit Gold und Silber reich gestickten Kleidern, seinen mit Spitzen besetzten Busenstreifen und Manschetten, seinem von Edelsteinen blitzenden Degen und, was mehr sagen will als dies Alles, seiner feinen, chevaleresken Höflichkeit und Liebenswürdigkeit in dieses Leben zurückkehrte und sich nun unversehens in einer Gesellschaft von biertrinkenden, cigarrenrauchenden, politisirenden Spießbürgern mit schwarzen Paletots und Cylinderhüten befände. Fi donc! würde er naserümpfend sagen, und fi donc! schien auch das alte

Haus zu sagen. Fi donc! sprach es aber noch unverkennbarer aus den Mienen der zwei Löwen, indem sie wie im Uebermaß des Ekels Jedem, der die Schwelle des Hauses überschritt, ihre sehr langen und sehr dünnen Zungen unglaublich weit aus den offenen Rachen entgegenstreckten.

Wer zwischen den Dingen dieser Welt stets einen inneren Causal-Nexus vermuthet, könnte nun denken, daß ein so vornehm aussehendes Haus auch sehr vornehme Bewohner habe. Es thut mir weh, sehr weh, diese angenehme Illusion manches genialen Lesers zerstören zu müssen; aber verschweigen kann ich es nun einmal nicht, und so sei es denn auch gerade heraus und ohne alle Umschweife gesagt: die Bewohner des noblen Hauses waren die Brüder Rottmayer!

Kann man sich, hochwohlgeborener Leser, einen platteren, communeren, canaillöseren Bürgernamen denken, als den Namen Rottmayer? Wie kann man nur Rottmayer heißen, Herr Oberhofmarschall? Was sagen Sie dazu, lieber Herr Hofjunker? Fi donc! werden Sie sagen. Vielleicht, wenn Sie gerade allein sind, werden Sie es machen, wie die zwei Löwen — was mich eben nicht wundern sollte. A propos von den Löwen, denken Sie sich nur, Frau Gräfin, man erzählt sich, daß vor zweihundert Jahren, als das

noble alte Haus noch ein nobles neues Haus war und das noble Geschlecht derer von Pfeffershausen-Aberwitz beherbergte, diese prächtigen Thiere eine stets heitere, ja verbindlich lächelnde Miene zeigten, und sich erst von dem Tage an, da die herabgekommene Adelsfamilie das Haus an den Ururgroßvater der jetzigen Besitzer, den reichen Seifensieder Christoph Rottmayer, verkaufte, das leidige Zungenausrecken angewöhnten. Freilich ist dies nur eine Mythe, eine fromme Legende, der man nicht unbedingten Glauben zu schenken braucht, aber wer möchte läugnen, daß sie einen unendlich tiefen, poetisch-allegorischen Sinn hat? Mich hat sie, als ich sie einst erzählen hörte, recht herzinniglich gerührt, und ich bezweifle nicht, daß sie auf manchen meiner hochverehrten Leser die gleiche Wirkung üben wird. Arme Löwen, die ihr doch selbst einen so hohen Rang unter den Vierfüßlern einnehmet, euer sandsteinernes Märtyrerthum könnte einen Kieselstein bewegen!

Und nun, hochgeschätzter Leser, wische Dir die Wehmuthszähre aus den Augen und begleite mich in's Haus. Ei, hier sieht es ja recht wunderlich aus; befinden wir uns etwa bei einem Bilder-Trödler? Nun, das eigentlich nicht; Herr Paul Rottmayer, der das untere Stockwerk bewohnt, kauft zwar alle Gemälde, die ihm

unter die Hände kommen, doch nur um sie zu behalten, nicht um sie wieder zu verkaufen. Und er thut auch wohl daran, keinen Handel damit zu treiben, denn welcher vernünftige Mensch würde ihm diese uralten, von der Zeit geschwärzten Bilder abkaufen, die sämmtlich aussehen, als seien sie unter Staub und Schutt und Moder aus muffigen Rumpelkammern und feuchten Kellerwohnungen hervorgezogen worden, oder als habe man sie vor so und so vielen hundert Jahren aus der Werkstätte des Künstlers genommen, nur um sie einzupökeln und neben Schinken und Mettwürsten in rußige Rauchfänge zu hängen. Wie Du siehst, sind alle Wände der Vordiele von der Decke bis zum Fußboden mit diesen alten, trübseligen Gemälden bedeckt. Es mögen die weniger werthvollen der großen Sammlung sein, die Herr Paul Rottmayer besitzt, und wenn wir die Zimmerreihe durchwandern, zu welcher jene Thür rechter Hand führt, werden wir vielleicht einen hohen Kunstgenuß haben. Lassen wir es darauf ankommen.

Hm — ich bin freilich kein Kunstkenner — aber wahrlich, es will mich bedünken, daß — Hast Du etwas gesagt, Leser? — Nein? — Pardon, es war mir gerade, als habest soeben auch Du fi donc! gesagt, weil Du hier wie auf der Vordiele lauter Rauchfang=

bilder entdecktest. Im Ernst, ich möchte mich gern von Dir belehren lassen, ich möchte wissen, ob sich denn unter diesen vielen in bresthaften, wurmstichigen Rahmen gefaßten, offenbar von den härtesten Schicksalsschlägen betroffenen, düster blickenden Bildern auch nur ein einziges wirkliches Kunstwerk befindet. Denn nach meinem Dafürhalten sind sie — doch halt, da sehe ich den Herrn Paul Rottmayer selbst, der einem Gast seine Schätze zeigt und mit lauter Stimme und in wortreichster Weise erläutert. Schließen wir uns ihnen an, wir werden dann ohne Zweifel viel Wissenswerthes zu hören bekommen.

Doch zuvörderst betrachten wir uns den Paul Rottmayer selbst, sowie den Mann, an den er seine Explicationen richtet. Paul Rottmayer ist ein lebhaftes, unruhiges, bewegliches Männchen in den fünfziger Jahren mit einem gutmüthigen und zugleich äußerst verschmitzten Gesicht und kleinen, tiefliegenden Augen, die rastlos und so lustig wie listig umherblicken. Ein struppiger Schnurrbart bedeckt seine Oberlippe, ein borstiger Backenbart seine gelben, runzeligen Wangen; auf dem Kopfe aber trägt er lange silbergraue Haare, die in starrer Widerspenstigkeit sich emporsträuben, als hätten sie keinen sehnlicheren Wunsch als den, sich vom mütterlichen Boden loszureißen und sich dem

ersten besten Winde preiszugeben, der über sie hinweht. Man könnte denken, sie hätten sich einst in jähem Schrecken so straff emporgerichtet, und es sei dem Paul Rottmayer rein unmöglich gewesen, sie wieder herunterzukämmen.

Der Mann, der, ein großes Gemälde betrachtend, neben ihm steht und seinen Reden die größte Aufmerksamkeit schenkt, bildet mit ihm einen auffallenden Contrast. Er ist weit jünger, kaum vierzig Jahre alt, hoch gewachsen und von überaus kräftiger, man möchte sagen athletischer Statur. Er hat ein regelmäßiges, ja sogar schönes Gesicht, dessen offener, biederer Ausdruck beim ersten Blick für ihn einnimmt. Man fühlt sogleich, daß man an ihm einen Mann, das Wort im besten, edelsten Sinne genommen, vor sich hat, einen Mann, vielleicht nicht gerade von hervorragender Intelligenz, aber von festem Charakter und hoher sittlicher Würde.

„Dieser Lucas Cranach," sagte Paul Rottmayer mit einer etwas kreischenden Stimme und der Miene heimlichen Triumphes, „dieser Lucas Cranach ist eine meiner werthvollsten Perlen. Es zeigt uns das Bild des in der Reformation berühmt gewordenen Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz, nach der Sitte seiner Zeit als den heiligen Hieronymus in der

Zelle sitzend. — Aber bitte, Herr Graf, treten Sie gefälligst ein wenig mehr nach links — noch ein wenig — so — nun haben Sie ein besseres Licht. Was sagen Sie dazu? Ein Prachtwerk, nicht wahr? O es ist merkwürdig, mit welchem Fleiß selbst die kleinsten Nebensachen auf dem Bilde ausgeführt sind. Betrachten Sie nur die Haare" — hier machte er einen Versuch, seine eigenen niederzuglätten — „und hier die Stelle an der Wand, wo sich der Kalk abgelöst hat — erstaunlich, wahrhaft erstaunlich — und nun erst der Ausdruck des Gesichts, diese Augen — das lebt, das spricht — ah!"

Dem Grafen mag es gehen, wie Dir und mir, lieber Leser, er hat sich unter einem Meisterwerk von Lucas Cranach etwas ganz Anderes vorgestellt, als was ihm hier gezeigt wird. Er äußert kein Wort, doch nickt er aus freundlicher Rücksicht für das redselige Männchen wie beifällig mit dem Kopf. Paul Rottmayer hält das Schweigen des Grafen für die stumme Sprache des Entzückens und führt ihn weiter.

„Hier ein Bild von Hans Holbein dem Aelteren," sagt er, „die Abnahme vom Kreuz, in der Ferne die Auferstehung — ein vortreffliches Gemälde, nur hat es leider sehr gelitten. Die Auferstehung ist von einem früheren Restaurator jammervoll verpfuscht. — Schade

drum — war nicht wieder herzustellen. — Hier ein Albrecht Dürer, die heilige Dreifaltigkeit — und hier ein Martin Hemskerk. Sie sehen auf diesem Bilde den Papst Clemens, den heiligen Ewaldus und den heiligen Cunibert, links knieend den Donatar, einen Stiftsgeistlichen mit einem Zettel, worauf zu lesen: Ora pro me sancte Cyriace martyr inclite. Von diesem Bilde werde ich Ihnen gelegentlich eine Geschichte erzählen, die sehr merkwürdig ist, o sehr merkwürdig!"

Der Papst Clemens, der heilige Ewaldus und der heilige Cunibert sind so verzweifelt stark eingepökelt und geräuchert, daß der Graf auf das Vergnügen ihrer näheren Bekanntschaft verzichtet; er wiederholt nur halblaut das Wort „merkwürdig" und schreitet mit Herrn Paul Rottmayer weiter.

Während Paul Rottmayer seinem Gast die übrigen im ersten Saal befindlichen Bilder zeigt, wobei er zum öfteren sein Bedauern darüber ausspricht, daß die altdeutsche Schule verhältnißmäßig nur schwach bei ihm vertreten sei — ein Bedauern, welches der Graf nicht recht zu theilen vermag — wollen wir in den zweiten Saal gehen, der die „alten Niederländer" enthält, und wo wir gleich drei junge Männer antreffen, die sich lachend und scherzend unterhalten.

Der eine von ihnen ist Herr Rottmayer junior. Er zählt zweiundzwanzig Jahre, ist sehr schlank gewachsen, hat äußerst feine, etwas weichliche Gesichtszüge, einen zarten, mädchenhaften Teint, große dunkle Augen und blondes, leicht gekräuseltes Haar. Etwas Gekünsteltes, Stutzerhaftes spricht sich in seinem Aeußern, seinem Anzuge, seinem ganzen Benehmen aus, und der stets wechselnde Ausdruck seiner Mienen verräth einen sanguinischen und zugleich schwankenden Charakter. Heftige Begierde und träumerische Schwermuth, enthusiastisches Auflodern und kalte Ueberlegung, lebhafte Hingabe und leicht zu verwundende Empfindlichkeit spiegeln sich in wunderbar schneller Folge in seinen Blicken, seinen Worten, seinen Bewegungen ab, und nur Eines scheint bei ihm constant zu sein: ein gewisses ängstliches Bestreben, jede seiner Gemüthsstimmungen vor Anderen zu verbergen, dagegen aber die ihrigen zu errathen und zu überwachen. Aber gerade diese Chamäleons-Natur und die Täuschung, hinter welcher sie sich zu verstecken sucht, hat bei ihm etwas eigenthümlich Fesselndes, und Adolf Rottmayer läßt Niemand gleichgültig, namentlich die Frauen nicht, die ihn für einen ungemein hübschen Jungen erklären und ihm eine Gunst erzeigen, die seiner übergroßen Eitelkeit mehr Nahrung giebt, als sie vertragen kann.

Wie gesagt, er besitzt eine gewisse zauberhafte Anziehungskraft, deren er sich auch in hohem Grade bewußt ist. Ob er bei näherer Bekanntschaft gewinnt oder verliert, wird sich im Verlauf dieser Erzählung zeigen.

Mit seinen zwei Begleitern scheint Adolf sehr befreundet zu sein. Der eine von ihnen, jener lange magere Jüngling mit dem blassen Gesicht, ist ein Maler, Namens Becker, der sich für ein großes Genie hält und es sicherlich auch ist — falls nämlich ein unrasirtes Kinn, langes, über den Nacken herabfallendes Haar, unsaubere Wäsche und ungeputzte Stiefel wirklich für untrügliche Merkmale hochstrebender Genialität gelten dürfen. Wollte man dagegen blos nach dem Gesichtsausdruck urtheilen, so würde man ihn für weiter nichts als einen äußerst gutmüthigen, aber leichtsinnigen jungen Menschen halten.

Der derbe, plumpe Bursche mit dem täppischen Benehmen, der neben ihm steht, heißt Frank. Er möchte Bildhauer werden, wenn es nur nicht, wie er sich ausdrückt, so verdammt schwer wäre.

Adolf Rottmayer zeigt seinen Freunden soeben ein kleines Bild, indem er mit einem sarkastischen Lächeln, den Ton und die Redeweise seines würdigen Vaters nachahmend, sagt:

„Hier seht Ihr eine unserer köstlichsten Perlen, ein Gemälde des berühmten Johann van Mieris. Ein Arzt fühlt einer kranken Frau den Puls; diese sieht ihn mit Vertrauen an."

Becker bückt sich zu dem etwas tief hangenden Bilde nieder, betrachtet es einen Augenblick sehr aufmerksam und bricht dann, indem er mit einem hastigen Ruck des genialen Kopfes seine lange Mähne zurückwirft, in ein helles Lachen aus.

„Ja wohl," ruft er, „ein Mieris freilich, wenn wir's so nehmen wollen; aber von wem gemalt, Freundchen, von wem gemalt? — Hahaha!"

„Jedenfalls von einem ganz erbärmlichen Pfuscher," entgegnet Adolf, höhnisch die Achseln zuckend.

Becker macht eine Grimasse, als habe er eine bittere Mixtur hinuntergeschluckt, dann aber lacht er von Neuem und sagt:

„Aber Dein verehrter Herr Papa hält ihn doch für echt?"

„Und hat ihn auch dem infamen Juden, dem Levi, der ihn schon so oft beschummelte, theuer genug bezahlt, verlaß Dich darauf."

„Himmel! wenn er wüßte, daß der Maler — oder der erbärmliche Pfuscher, wie Du Dich so zart ausdrücktest — kein Anderer ist als meine Wenigkeit."

„Wie? — Was sagst Du?“ rufen Adolf und Frank zu gleicher Zeit.

„Ich sage, daß ich dieses Bild vor einigen Jahren nach einem alten Kupferstich gemalt habe, als ich kaum noch mit Pinsel und Palette umzugehen wußte. Ich schenkte es einem meiner Bekannten, ich erinnere mich nicht mehr, wem. Wie es später in die Klauen des alten Gauners Levi gekommen ist, mag der Himmel wissen, und wie es der Sackermenter angefangen hat, dem Ding ein so merkwürdig altes Aussehen zu geben, mag der Teufel wissen. Genug, ich hab' es gemalt, und als erster Versuch ist es immerhin leidlich genug ausgefallen, das mußt Du mir doch einräumen, Freund Adolf.“

Frank findet dies Alles sehr ergötzlich und lacht in einem fort, indem er die Bemerkung hinwirft, daß auch das Malen verdammt schwer sein dürfte. Adolf macht eine spöttische Miene und fordert Becker auf, doch genau darauf Acht zu geben, ob sich nicht in der Gallerie noch mehrere seiner ersten Versuche befänden, da es ihn lebhaft interessiren würde, doch wenigstens von einigen der „echten Perlen“ zu wissen, welchem Meister man sie zu verdanken habe.

„Wirst Du Deinem Vater diese drollige Geschichte erzählen, Adolf?“ äußert Frank.

„Pah! könnte mir einfallen; er würde mir nicht glauben.“

„Aber wenn er doch hört....“

In diesem Augenblick traten der alte Rottmayer und der Graf in den Saal. Die jungen Leute dämpften ihre Stimmen zu einem leisen Geflüster und gingen weiter.

„Hier möcht' ich Ihnen zunächst ein superbes Bildchen von Johann van Mieris zeigen, Herr Graf,“ sagte Paul Rottmayer, „ein allerliebstes kleines Cabinetsstück, das ich so glücklich war, kürzlich zu erstehen. Freilich war der Preis ein wenig hoch. Doch ein solches Kleinod kann ja nicht leicht zu theuer bezahlt werden. — Ein wenig mehr dem Fenster zu, wenn's gefällig ist — so — und nun sehen Sie, bitte, durch die hohle Hand. Nicht wahr, das hat Ihren Beifall? Oho, ich glaub's, das nenn' ich mir Malerei, das ist Kunst — dieser Farbenschmelz — dieser Lichteffect — ah, magnifique!“

Herr Paul Rottmayer warf seinem kostbaren Cabinetsstück eine Kußhand zu. Der Graf musterte mit prüfendem Blick den Mieris und ließ ein leises „Hm“ hören, das nicht eben wie Lob klang.

„Ich weiß, was Sie denken, Graf Arnstein,“ schmunzelte Paul Rottmayer und machte eine unbe-

schreiblich pfiffige Miene. „Sie vermissen hier die überaus zarte Pinselführung, die diesen Meister sonst so sehr auszeichnet; doch Sie werden wissen, daß er sich diese erst in späteren Jahren aneignete — leider nur zu sehr auf Kosten seiner ursprünglichen Frische. Dieses Bild stammt aus seiner allerbesten Zeit, und gerade die scheinbare Flüchtigkeit in der Ausführung erhöht seinen Kunstwerth. Vielleicht haben Sie in der Gemäldesammlung zu Darmstadt dasselbe Bild gesehen — hab' ich Recht? Nun, so lassen Sie sich sagen, daß die guten Darmstädter sehr im Irrthum sind, wenn sie sich einbilden, das Original zu besitzen. Sie sind schmählich angeführt worden mit einer mittelmäßigen Copie in der späteren geleckten Manier des Künstlers, schmählich angeführt. — Und nun betrachten Sie einmal diesen Paul Potter. Wie gefällt Ihnen der?"

Der Paul Potter gefiel dem Grafen nicht besser als der Johann van Mieris. Er stellte das Innere eines Stalles vor mit Kühen, welche sehr an diejenigen erinnerten, die man in den Noah-Archen findet, womit man Kindern zu Weihnachten Geschenke macht. Der Graf, bei dem schon hinsichtlich der altdeutschen Meister ernste Zweifel rege geworden waren, und der bei dem Mieris eine sehr bedenkliche Miene gemacht

hatte, konnte sich nicht enthalten, seinen Führer zu fragen, ob er denn auch ganz sicher sei, daß dieser Kuhstall von Paul Potter herrühre.

„Ich suche vergeblich den Namen,“ fügte er hinzu.

„Und doch ist der Name da,“ entgegnete Paul Rottmayer mit einem schlauen Lächeln, „man muß ihn nur zu finden wissen.“

„Ich sehe ihn in der That nicht,“ betheuerte der Graf, nachdem er noch einmal die unteren Ecken des Bildes gemustert hatte.

In Paul Rottmayer's Mienen war deutlich zu lesen: Nun gieb Acht, ungläubiger Thomas, ein Wort von mir, und deine unberechtigten Zweifel werden sogleich verschwinden, wie Spreu vor dem Winde.

„Erlauben Sie mir, Herr Graf,“ sprach er in dem Tone eines Mannes, der des vollständigsten Triumphes gewiß ist, „erlauben Sie mir, Sie auf einen bemerkenswerthen und höchst interessanten Umstand aufmerksam zu machen. Paul Potter pflegte seinen Namen gewissermaßen hieroglyphisch darzustellen, und zwar mittelst zehn gleicher Gegenstände, welche die Buchstaben vertreten, und wovon der erste und der fünfte, als Anfangsbuchstaben der Namen Paul und Potter, immer ein wenig größer sind, als die übrigen. Bald sind dies Zaunpfähle, bald die Sprossen einer

Leiter oder die Balken an einem alten Hause; hier aber sind es die Sparren unter dem Dach. Sehen Sie nur gefälligst hin. Es sind deren zehn. Mit einem großen fangen sie an, der bedeutet P, dann folgen drei kleinere, a, u und l, dann kommt wieder ein größerer, P, und nun noch fünf kleinere, o, t, t, e und r — sagt: Paul Potter."

„Aber, mein bester Herr," warf der Graf ein wenig ungeduldig ein, „Sie irren sich in der That, hier sind nicht zehn Sparren, sondern elf!"

„Ah, Sie rechnen diesen ganz kleinen mit?" entgegnete Paul Rottmayer, indem er sich kichernd die Hände rieb. „Aber der vertritt ja das Punctum!"

Der Graf, der in der siegesstolzen Miene Rottmayer's den unerschütterlichen Glauben an die Richtigkeit seiner Behauptung las, hatte Mühe ein Lachen zu verbeißen. Er widersprach nicht länger, sondern ließ sich geduldig eine Landschaft von Ruysdal, einen alten Mann mit einem weißen Bart von Teniers und das Innere einer Bauernhütte von Ostade zeigen und verwünschte im Stillen Paul Rottmayer's alte Niederländer, die ihm alle in der ursprünglichen Manier des Johann van Mieris gemalt zu haben schienen.

Mittlerweile hatten die drei jungen Männer, die ganz in der Nähe standen, mit großer Verwunderung

die interessante Erläuterung der Signatur Paul Potter's gehört, welche Herr Rottmayer senior dem Grafen zum Besten gab, selbst seinem Sohne war sie neu. Nachdem sich der Graf mit seinem Führer entfernt hatte, erklärte Becker, daß er sich diesen merkwürdigen Potter genauer betrachten wolle. Sie begaben sich also zu diesem hin.

„Mit den zehn Dachsparren hat es seine Richtigkeit," sagte Becker.

„Und mit dem Punctum auch," meinte Frank.

„Du, Adolf!" lachte Becker und strich seine Mähne zurück, „sollten die fünf Kuhschwänze, die hier in so geschmackvoller Anordnung herunterbaumeln, wohl fecit bedeuten? Die hieroglyphische Signatur wäre dann complet. Was meinst Du — he?"

Frank lachte unmäßig über diesen Witz; Adolf wandte sich ärgerlich ab.

„Es ist mein voller Ernst," fuhr Becker fort, „seht nur, der dritte Kuhschwanz ist ja genau wie ein c gekrümmt — und halt — irre ich nicht, so hat hier die fünfte Kuh in sehr sinnreicher Weise für das Punctum gesorgt — schaut nur her!"

Frank, der nicht mehr laut zu lachen wagte, weil sich der alte Rottmayer öfters nach ihm umgesehen hatte, stopfte sich sein Schnupftuch in den Mund, was

ihn augenscheinlich in nicht geringe Gefahr brachte, sofort zu ersticken. Dabei klagte er über Seitenstechen, und bat Becker, ihn doch nicht immer lachen zu machen, da er es schlechterdings nicht aushalten könne.

Der Graf hatte nun die alten Niederländer hinter sich und war mit Herrn Rottmayer in den dritten Saal getreten, wo sich die Italiener befanden; und hier endlich athmete er leicht und freudig auf, denn sein Blick begegnete einer Reihe von Bildern, die, wenn sie auch nicht alle zu den vortrefflichsten Meisterwerken Salvator Rosa's, Paul Veronese's, Guido Reni's und Tintoretto's gehörten, doch immerhin einen wirklichen Kunstwerth besaßen. Der Graf, der, ohne gerade Kenner zu sein, viel natürlichen Sinn für das Schöne besaß, äußerte in unverhohlener Weise seine Bewunderung all' des Herrlichen, das er hier sah. Doch, sonderbar, Paul Rottmayer zeigte sich in der Lobpreisung seiner Bilder um so weniger überschwenglich, je besser sie waren, und vor einem wirklichen Meisterwerk verhielt er sich ruhig und schweigend. Vielleicht mochte er denken, daß ein solches für sich selber spreche und seine Rodomontaden überflüssig mache. Nur gefiel er sich noch immer darin, eine Menge von Namen aufzuzählen, die sein Gast, der ganz im Anschauen vertieft war, nur wenig beachtete.

„Hier ist ein Carucci,“ sagte er mit großer Salbung, „hier ein Hannibal Carracci, dort ein Correggio, und dies hier ist ein Carravaggio.“

„Und hier ein Schmierivaggio und da ein Kladderadaggio,“ parodirte ihn Adolf flüsternd, indem er auf ein paar elende Machwerke zeigte. „Es ist doch wahrhaftig Schade, daß mein Vater unter den wenigen guten Bildern, die wir haben, solche Sudeleien duldet; sie verkümmern mir immer den Genuß, den mir jene gewähren.“

„Potz Wetter, Adolf,“ sagte Becker, „ist diese Venus mit dem Spiegel, die Dein Papa dem Tizian zuschreibt, dasselbe Bild, das ich neulich in Deinem Atelier sah, und das so heillos zugerichtet war?“

„Es ist das nämliche,“ warf Adolf leicht hin.

„Das hast Du aber famos restaurirt, ich mache Dir mein Compliment — ganz famos! Wie hast Du es nur angefangen, Mensch, aus dem alten, zerfetzten, beschmutzten Ding ein so köstliches Bild herzustellen?“

Adolf fühlte sich durch das ihm gespendete Lob sehr geschmeichelt, doch ließ er sich's nicht merken und murmelte, als handle es sich um etwas sehr Geringes, halblaut vor sich hin:

„Es war eben keine Hexerei.“

Frank dagegen machte die weise Bemerkung, daß doch auch das Restauriren verdammt schwer sein müsse.

Noch war ein vierter Saal übrig, in welchem Herr Paul Rottmayer seine Spanier aufbewahrte. Auch hier befand sich manches Gute und Schöne, das er, wie überhaupt alles Bessere, was er besaß, in früheren Jahren auf Reisen in Italien, Spanien und Frankreich für große Summen erstanden hatte. Er nannte auch hier mit unglaublicher Zungenfertigkeit eine Unmasse von Namen, von denen sich dem Gedächtnisse seines Gastes kaum ein einziger einprägte. Die längsten schienen ihm die liebsten zu sein. Da waren Bilder von Juan Bautista Mayno, Diego Velasquez de Silva, Juan Bautista del Mazo Martinez, Bernave Ximenes de Illescas, Juan Guzman del Santissimo Sacramento und von weiß der Himmel was sonst noch für Meistern, bei deren Aufzählung man sich den Mund verrenkt. — Dem Grafen kam das Alles natürlich auch sehr spanisch vor. Ein herrlicher Hirtenknabe von Murillo lenkte übrigens bald seine Aufmerksamkeit auf sich, und er lieh seinem geschwätzigen Führer nur ein halbes Ohr.

Da trat ein Diener in den Saal, näherte sich dem Herrn Rottmayer und flüsterte ihm einige Worte zu, worauf er sich so schnell entfernte, wie er gekommen war.

Unter vielen höflichen Redensarten entschuldigte sich Herr Rottmayer bei dem Grafen, daß er ihn auf einen Augenblick verlasse, da ein dringendes Geschäft ihn abrufe. „Es wird mich indeß höchstens fünf Minuten in Anspruch nehmen," fügte er hastig hinzu, „und so lange wird Ihnen mein Sohn als Cicerone dienen."

„Das ist ja durchaus nicht nöthig," wandte der Graf ein. „Dieser Murillo wird mich bis zu Ihrer Zurückkunft hinlänglich beschäftigen."

Dennoch wollte Herr Rottmayer durchaus seinen Sohn herbeirufen, aber dieser hatte sich mit seinen Freunden fortbegeben, um ihnen ein Bild zu zeigen, welches sich in seinem Atelier befand. Auf die wiederholte Bitte des Grafen, sich doch ja keinen Zwang aufzuerlegen, eilte endlich Herr Rottmayer, nachdem er vergeblich Adolf gesucht hatte, in größter Unruhe hinaus.

Er blieb aber länger weg, als er gesagt, und der Graf hatte Zeit genug, nicht nur den Murillo, sondern noch mehrere andere Bilder in Augenschein zu nehmen, welche an einer langen Wand hingen. So näherte er sich allmählich einer Ecke, wo einige Gemälde ohne Rahmen mit der gemalten Seite gegen die Mauer angelehnt waren. Er drehte eines derselben

um und betrachtete es flüchtig, dann machte er es mit einem zweiten ebenso, endlich mit einem dritten. Beim Anblick dieses dritten jedoch fuhr er mit einem unwillkürlichen Ausruf der höchsten Ueberraschung zurück.

Das Bild, das einzige neue, welches er in der Gallerie angetroffen hatte, stellte eine junge, ausnehmend schöne Frau dar, die einen kleinen Knaben auf dem Arm trug; es zeugte von einer frischen, lebhaften Auffassung und war sehr effectvoll gemalt. Als sich der Graf von seinem ersten Erstaunen einigermaßen erholt hatte, ließ er sich auf ein Knie nieder, um das Bild genauer zu betrachten; es war, als wolle er jeden einzelnen Zug des lieblichen Gesichts auf's sorgfältigste prüfen, um sich zu vergewissern, ob ihn nicht ein Blendwerk getäuscht habe. Doch nein, es war keine Täuschung, die Aehnlichkeit dieses Gesichts mit einem andern, ihm wohlbekannten, diese sprechende Aehnlichkeit, die ihn beim ersten Blick so wunderbar ergriffen hatte, trat, je länger sein Auge auf dem Bilde weilte, nur um so deutlicher hervor.

In einer der unteren Ecken fand sich das Monogramm des Künstlers und eine Jahreszahl.

„Auch diese stimmt," sagte der Graf halblaut für sich, „kein Zweifel, sie ist es, sie muß es sein. Aber wie konnte dieses Portrait nur hierher kommen?"

Unbemerkt vom Grafen, war Paul Rottmayer wieder eingetreten. Einen Augenblick blieb er verwundert stehen, als er seinen Gast so ganz im Anschauen gerade dieses Bildes verloren sah, er dachte nicht mehr an die höflichen Worte, mit welchen er sein langes Ausbleiben hatte entschuldigen wollen, sondern rief:

„O, das ist nicht ohne Grund in den Winkel gestellt worden — gehört eigentlich gar nicht in meine Sammlung, neues Machwerk, Herr Graf, neues Machwerk — hat nur" — hier sah sich Paul Rottmayer nach allen Seiten um, als wolle er sich überzeugen, daß er mit dem Grafen allein sei — „hat nur für die Verwandten ein Interesse."

Der Graf hatte sich rasch erhoben, eine tiefe Röthe lag auf seinem männlich schönen Gesichte.

„Ich bitte um Verzeihung," sagte er mit einiger Verlegenheit, „wenn ich mich vielleicht einer Indiscretion — — —"

„Nichts zu verzeihen, bester Herr Graf, durchaus keine Indiscretion," unterbrach ihn Rottmayer. Schnell fügte er hinzu: „Ah, jetzt errathe ich — eine große, eine in der That sehr merkwürdige Aehnlichkeit ist Ihnen aufgefallen. Hab' ich Recht?"

Die Verlegenheit des Grafen steigerte sich zu

einer solchen Verwirrung, daß Rottmayer sie hätte wahrnehmen müssen, wenn sein rastlos umherschweifender Blick sich nur einen Moment mit einiger Aufmerksamkeit auf seinen Gast geheftet hätte.

„Uebrigens," fuhr der redselige Mann fort, „ist eine solch' frappante Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn auch nur dann denkbar, wenn der Sohn ein so allerliebstes Milchgesicht hat, wie mein Adolf."

„Ihr Adolf?" rief der Graf mit dem Ausdruck grenzenlosen Erstaunens. „Ihr Adolf? Aber, mein Herr, dieses Bild stellt doch nicht..."

„Meine Frau dar, wollen Sie sagen," fiel ihm Rottmayer lachend in's Wort. „Nein, das allerdings nicht — hihi! Sie kennen ja meine Frau, Herr Graf?"

„Gewiß — ich hatte schon öfters die Ehre..."

„Ich will Ihnen 'was sagen, Herr Graf," flüsterte Rottmayer, indem er dicht an seinen Gast herantrat, „ich will Ihnen 'was sagen, und das Räthsel wird Ihnen dann sogleich gelöst sein. Adolf ist nicht mein leiblicher Sohn, und..."

„Nicht Ihr Sohn?"

„Sie wußten es nicht? Nun — ich begreife — das konnte Sie freilich auch wenig kümmern. Wie gesagt, er ist nicht mein leiblicher, sondern nur mein

Adoptivsohn. Dies hier ist seine Mutter, und —" er näherte seinen Mund, so weit es bei seiner Kleinheit und der Größe des Grafen möglich war, dem Ohr des Letzteren und flüsterte leise: „und, sehen Sie, das weiß Adolf nicht."

Mit immer wachsender Gemüthsbewegung starrte der Graf dem kleinen Mann in's Gesicht. Seine Lippen öffneten sich, als wolle er reden, doch er brachte kein Wort hervor. Rottmayer fuhr fort:

„Er weiß von seinen Eltern überhaupt nichts, gar nichts, und um allen unnützen Fragen auszuweichen, die ich ihm doch nicht beantworten dürfte, hab' ich ihm auch nie gesagt, daß dieses Bild seine Mutter und zugleich ihn selbst darstellt, so wie er als ganz kleiner Guckindiewelt aussah — dick und pummelig wie eine Butterbirne. Seltsam ist es, daß ihm, so oft er auch das Bild betrachtet hat, noch nie die Aehnlichkeit aufgefallen ist, die doch Ihnen sogleich in die Augen fiel. Aber ein Anderer könnte ihn einmal darauf aufmerksam machen, und darum will ich es auch lieber ganz von hier fortnehmen. Er ist ein Sprudelkopf, und — pst, da hör' ich ihn kommen — weg mit der chère maman!"

Und schnell kehrte Herr Paul Rottmayer das Bild wieder gegen die Wand, stellte ein paar andere

davor und begann laut die wortreiche Explication eines Gemäldes von Juan Fernandez Ximenes de Navarrete, welches, wie er sagte, die Enthauptung des heiligen Jacob vorstellte, und auf welchem der taubstumme Maler seinen Feind Santogo als Scharfrichter abgebildet habe.

Nur scheinbar lieh der Graf der langen Aufzählung all' der Widerwärtigkeiten, welche sich der taubstumme Juan Fernandez Ximenes de Navarrete durch diesen argen Streich zugezogen hatte, sein Ohr, wiederholt schweifte sein Blick auf Adolf Rottmayer hinüber, der mit seinen beiden Freunden soeben eingetreten war. Nicht zu verkennen war es, daß der Graf plötzlich für den jungen Mann ein lebhaftes Interesse gefaßt hatte. Auch gab er sich keine Mühe, seine Gefühle zu verbergen, vielmehr sprachen sie sich in seinen offenen, aller Verstellung ungewohnten Mienen unverhohlen aus. Adolf bemerkte sehr bald, daß des Grafen Auge fortwährend auf ihm ruhe; ein selbstgefälliges Lächeln spielte um seinen Mund, als er diese Entdeckung machte.

Sobald sich der Graf von dem geschwätzigen Paul Rottmayer losreißen konnte, näherte er sich dem jungen Menschen und richtete mit großer Freundlichkeit einige Worte an ihn.

„Ihr Herr Vater,“ begann er, „hat mir gesagt, daß Sie mehrere dieser Gemälde restaurirt haben. Ich bin zwar kein Kenner, und das Urtheil eines Laien kann für Sie nur einen geringen Werth haben. Dennoch erlauben Sie mir die Bemerkung, daß Sie meines Erachtens mit klarem Verständniß in den Geist der verschiedenen Meister einzudringen wußten und immer nur richtig ergänzten, ohne je die Harmonie des Ganzen zu beeinträchtigen. Es ist dies gewiß eine eben so schwierige wie lohnende Aufgabe. Sie besitzen ein schönes Talent, Herr Adolf, und sind glücklich, es so fleißig üben zu dürfen.“

Adolf verbeugte sich und stammelte kaum hörbar einige unzusammenhängende Worte. Sein geckenhaftes, zuversichtliches Wesen hatte einer auffallenden Schüchternheit Platz gemacht; er fühlte, daß er sich linkisch benehme, und wurde feuerroth.

Der Graf fügte noch einige Worte hinzu und sprach zum Schluß die Hoffnung aus, Herrn Adolf bald wiederzusehen. Dann wandte er sich an Herrn Paul Rottmayer, um seinen Dank auszusprechen für den Genuß, welchen ihm dessen Kunstschätze gewährt hätten. Er verabschiedete sich, warf Adolf noch einen sehr wohlwollenden Blick zu und verließ, von dessen Vater bis auf die Vordiele begleitet, das Haus.

Adolf starrte, nachdem der vornehme Gast sich entfernt hatte, mit träumerischen Blicken in's Leere, als habe er eine Vision gehabt. Auf die scherzhaften Bemerkungen seiner Freunde hörte er nicht mehr.

Zweites Kapitel.

Der Leser macht neue Bekanntschaften und wittert neue Geheimnisse.

Gegen Abend des folgenden Tages finden wir den Grafen Arnstein allein in seinem Arbeitszimmer. Es ist ein eben nicht großes, aber hohes und sehr schönes Gemach mit parquetirtem Fußboden und zierlicher Stuckarbeit an der Decke. Auf einem großen Schreibtische liegen wohl geordnet Bücher und Papiere, unter dem Tische aber ist ein herrliches Pantherfell ausgebreitet, und vor demselben steht ein reich gestickter Lehnsessel. Zwei der Wände sind mit meisterhaften Aquarellen bedeckt, die Pferde und Jagdscenen vorstellen, eine dritte dagegen nimmt fast ganz ein wundervoll in dunklem Holz gearbeiteter, mit Glasthüren versehener Schrank ein. Er enthält kostbare Waffen aller Art, wie Pistolen und Flinten mit da=

mascirten Läufen, Pallasche und Degen, Hirschfänger und Jagdmesser, auch krumme türkische Säbel und mehr als einen schlangenförmig gewundenen malaischen Kris von sehr bösartigem Aussehen.

An den Kamin gelehnt, die muskulösen Arme über die breite Brust gekreuzt, steht der Graf. Seine Miene ist ernst und nachdenklich, und mitunter murmelt er halblaut einzelne unverständliche Worte vor sich hin. Plötzlich macht er eine rasche Bewegung, geht zum Schrank, öffnet ihn und nimmt daraus ein nicht sehr großes Bild ohne Rahmen, das unter einer Menge von Gegenständen verborgen liegt, welche den unteren Raum füllen. Er stellt das Bild auf einen Stuhl und rückt diesen so, daß das Licht des scheidenden Tages voll darauf fällt. Darauf setzt er sich auf einen andern Stuhl dem Bilde gegenüber und betrachtet es sinnend. Es ist das Portrait einer schönen jungen Frau mit einem Kinde auf dem Arm, dasselbe Bild, welches Tags zuvor bei Paul Rottmayer in so hohem Grade seine Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Kann dies eine blos zufällige Aehnlichkeit sein?" sagte der Graf nach einer Weile für sich. „Schuf je die Natur zwei so vollkommen gleiche Gesichter? Und wenn sie es nun wirklich ist, warum raubt mir die-

ses Bild alle Ruhe? Woher diese bange Ahnung? Bin ich denn ein Träumer, ein Grillenfänger geworden? Was treibt mich, einem Räthsel nachzuspüren, das — — — gleichviel, ich will, ich muß wissen, ob dieser junge Mensch ihr Sohn ist. Der alte Rottmayer that, als ich heute wieder bei ihm war, so geheimnißvoll, er verrieth eine so entschiedene Abneigung, mir Näheres zu sagen — es war schlechterdings unmöglich, auch nur den Versuch zu machen, ihn auszuforschen. Warum diese ängstliche Zurückhaltung? Was giebt es hier zu verschweigen? In welcher Beziehung kann er zu ihr gestanden haben? Kaum daß es mir gelang, unter einem schicklichen Vorwande das Bild auf einige Zeit von ihm zu entlehnen. — Doch der Maler — Franz Miller — er lebt in München, wie mir Rottmayer sagte — nun gut, er wird nicht die nämlichen Gründe zur Verschwiegenheit haben, die jenem sonst so geschwätzigen Manne den Mund schließen. Morgen reise ich nach München, suche den Künstler auf, und — — —"

Der Graf horchte — eine Thür war geöffnet und wieder geschlossen worden — er hörte undeutlich Stimmen. Schnell erhob er sich, verschloß das Bild in den Schrank und zog den Schlüssel ab. Er blieb wieder horchend stehen, es kam aber Niemand, und er

ging sinnend und grübelnd im Zimmer auf und ab, bis die Dämmerung einbrach und allmählich in nächtliches Dunkel überging. Endlich trat er an's Fenster und schaute hinaus auf den großen Platz, der sich vor dem Hause ausbreitete. Hier waren die Gaslaternen schon angezündet, Wagen rasselten vorüber, und eine Menge von Menschen stürmte dem nahen Opernhause zu. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als könne er so die düsteren Gedanken verscheuchen, die sein Gemüth beunruhigten. Dann verließ er das Zimmer.

Er ging durch mehrere andere Zimmer und trat in einen hell erleuchteten, reich decorirten Salon, in welchem um einen mit äußerster Eleganz gedeckten Theetisch sechs Personen saßen, die wir dem geneigten Leser vorstellen müssen.

Die alte Dame, die rechter Hand im Sopha ihren Platz hat, jene, meinen wir, mit der auffallend vornehmen, aber zugleich freundlichen und wohlwollenden Miene, ist die Tante des Grafen, die Baronin von Klingsporn. Sie ist, wie man auf den ersten Blick sieht, eine herzensgute Frau, nur über die Maßen adelstolz. Es ist mit diesem letzten Worte eigentlich Alles gesagt. Diese Leute sind gewissermaßen die Petrefacten des Menschengeschlechts. Sie

athmen, essen und trinken, sie vegetiren so zu sagen in der Gegenwart, aber sie denken und fühlen in der feudalen Vorzeit. „Ewig still steht die Vergangenheit," und ewig still stehen sie mit ihr. Ihre Tugenden und ihre Untugenden sind versteinert und gleichen mehr den Triebrädern eines mechanischen Kunstwerkes, als den leitenden und treibenden Kräften eines lebenden Organismus. Aber freilich, viele ihrer versteinerten Tugenden sind darum nicht minder Tugenden, weil sie in unserer rastlos fortschreitenden Zeit fast zur Mythe geworden sind. Wer große Rücksichten von Anderen fordert und zugleich Anderen bezeigt, wird sie sich auch selbst bezeigen, und dieses stete Beobachten gefälliger Formen, dieses strenge Halten auf gute Sitte, dieses feine, tactvolle Benehmen, sogar im vertraulichen Verkehr mit Nahestehenden, wird oft zum mächtigen Factor der Selbstachtung. Und was man aus diesem Grunde nur immer zum Lobe von Menschenpetrefacten sagen kann, das gilt im vollstem Maße von der Baronin von Klingsporn, und nicht nur von ihr, sondern auch von ihrem Herrn Gemahl, jenem alten Manne mit den schneeweißen Haaren, der schneeweißen Cravatte und der schneeweißen Piquéweste, der soeben mit einem verbindlichen Lächeln und einem höflichen:

„Ich danke, Fritz,“ dem Bedienten eine Tasse Thee abnimmt, die ihm dieser auf einem silbernen Präsentirteller darreicht.

Die Dame, welche neben der Baronin Klingsporn auf dem Sopha sitzt, ist Fräulein Adele von Bärnklau. Wir führen hier gleich den Taufnamen mit an, weil das Fräulein sich von ihren Bekannten gern bei demselben nennen läßt und dies als ein schätzbares Vorrecht der Jugend betrachtet. Der Jugend? — Ach, mein Fräulein, Sie zählen sechsunddreißig Jahre, Sie machen es dabei, so sagt man mir, wie mancher Kleinhändler beim Zählen einer anerkannt schlechten Waare, das heißt, Sie geben auf jedes Dutzend einige ungezählte Stücke mit in den Kauf — und Sie reden noch von Jugend? Ja, dies thut Fräulein Adele, lieber Leser, und zwar mit einer Beharrlichkeit, die einer besseren Sache würdig wäre. Da sie aber die Entdeckung gemacht hat, daß die Männer so verblendet sind, ihren Reizen nicht mehr die feurige Huldigung darzubringen, mit welcher sie doch bei anderen, weit weniger reifen Schönheiten so verschwenderisch sind, so beginnt sie, gegen das „starke Geschlecht“, wie sie sich ausdrückt, einen bittern Groll zu hegen und ihr eigenes grimmig zu hassen.

Fräulein Adele von Bärnklau ist in alle Stadtklatschereien gründlich eingeweiht, sie handhabt mit seltener Virtuosität die chronique scandaleuse und versteht es meisterhaft, denjenigen, auf den sie es gerade abgesehen hat, so vollständig aus seinem guten Ruf herauszuschälen, daß sich jedes züchtige Auge — zugleich mit dem ihrigen — voll tugendhafter Entrüstung von seiner gänzlichen Nacktheit abwendet. Dabei hat das Fräulein eine erstaunlich feine Nase und wittert namentlich auf eine Meile Alles, was nur im mindesten nach Inclination und Courmacherei riecht. Wenn sie aber gar einer eventuellen Verlobung oder einer projectirten Heirath auf die Spur kommt, so ist sie auch so wenig von derselben abzubringen, wie der Schweißhund von der Fährte des angeschossenen Wildes, und sie ruht nicht, bis sich das unglückliche Opfer unter ihren scharfen Zähnen und Krallen verblutet hat.

Wenden wir uns nun zwei jungen Damen zu, die einen angenehmeren Eindruck auf uns machen werden, der Gräfin Arnstein nämlich und ihrer Nichte, Fräulein Clementine Blumfeld. Die Erstere ist um viele Jahre jünger als ihr Mann, sie hat kaum das zwanzigste erreicht; die Letztere erst das achtzehnte.

Am liebsten überließen wir es ganz der Phantasie des Lesers, unsere Heldinnen je nach Maßgabe seines Geschmacks mit allen erdenklichen Reizen zu schmücken; und gewiß, wir wären hierbei um so mehr im Recht, da in dieser Hinsicht jeder Leser mit hinreichend lebhafter Einbildungskraft begabt ist. Doch es giebt etwas Wesentlicheres als die bloße äußere Form, deren Beschreibung uns der geneigte Leser freilich gern erlassen wird; wir meinen den Ausdruck, deren Trägerin jene ist. Und dieser Ausdruck, dieser Abglanz des seelischen Lebens, der oft weniger schönen, ja sogar unschönen Zügen einen so wunderbaren Zauber verleiht, ohne welchen aber selbst die Gesichtsbildung einer Juno oder Minerva zur todten Maske herabsinken würde — er ist bei den zwei jungen Damen, von welchen wir reden, ein durchaus verschiedener und bei jeder ein in hohem Maße charakteristischer und fesselnder.

Was bei der jungen Gräfin zunächst auffällt, ist die öftere Veränderung, die sich in ihren Mienen zeigt. Etwas Seltsames, etwas Geheimnißvolles scheint manchmal aus der Tiefe ihres Gemüths aufzutauchen; es bricht dann aus ihren großen schwarzen Augen ein strahlendes Feuer, ihre Züge werden lieblicher, seelenvoller, und über ihr ganzes Wesen

verbreitet sich wie ein blendender Lichtstrom das Gepräge innerer Gefühlswärme und außerordentlicher geistiger Regsamkeit. Oder sie scheint von einer peinlichen, beängstigenden Empfindung ergriffen zu werden; dann fliegt ein Zittern durch ihre zarten Glieder, ihre Stirn verdüstert sich, und um ihren Mund lagert sich ein Zug von unnennbarem Schmerz. Ist aber die Aufwallung vorüber — und sie ist es fast in dem nämlichen Moment, in welchem sie entstand — so hat wiederum die Ruhe, in welche sie versinkt, eine Beimischung wie von etwas in ihrem eigentlichen Wesen nicht Begründeten, etwas, das man eher der Macht der Angewohnheit zuschreiben möchte.

Könnte ein aufmerksamer Beobachter mithin beim Anblick der Gräfin auf die Vermuthung geführt werden, daß sich tief in ihrem Innern eine leidenschaftliche Gluth birgt, die, von einer überaus lebhaften Einbildungskraft beherrscht, unter Umständen leicht zu ungewöhnlichen und gar zu raschem Handeln antreiben dürfte, so würde er sich dagegen von Clementinen, falls er auch bei ihr von der äußeren Erscheinung auf die geistigen Eigenthümlichkeiten schließen wollte, eine ganz entgegengesetzte Vorstellung bilden. Auch ihre schönen Züge tragen den Ausdruck von großer geistiger Spannkraft und rei=

cher Fülle der Empfindung, aber eine heitere, gleichmäßige Ruhe leuchtet aus ihrem klaren Auge und thront auf ihrer reinen Stirn, gleichsam dafür bürgend, daß, wenn auch durch den Kampf der Leidenschaften ihr inneres Gleichgewicht gestört werden könnte, sie doch immer die moralische Kraft besitzen würde, es wieder herzustellen, ohne je in Gefahr gerathen zu sein, an sich selbst oder den thatsächlich bestehenden Verhältnissen irre zu werden. Sie ist, man sieht es sogleich, eine kerngesunde, kräftige Natur, kindlich, fröhlich, oft sogar ausgelassen, wie es ihrem jugendlichen Alter entspricht, aber auch selbstständig und muthvoll, wenn der Ernst des Lebens an sie herantritt.

Wir fügen noch hinzu, daß die Gräfin, bei der man in der letzten Zeit eine ungewöhnliche Schwermuth bemerkt haben will, gerade an diesem Abend besonders blaß und leidend aussieht, und daß Fräulein Clementine, die sonst immer eine so heitere und lachende Miene zeigt, wie die Sonne an einem thaufrischen Maimorgen, seit einer Viertelstunde, da Fräulein Adele von Bärnklau auf den Einfall gerathen war, über einen gewissen jungen Mann giftige Bemerkungen zu machen, ihre fröhliche Laune völlig eingebüßt hat.

Es bleibt uns nun noch übrig, mit einigen flüchtigen Strichen das Bild des Mannes zu zeichnen, dem der Graf gerade jetzt sehr freundlich die Hand drückt, und den er Herr von Kwilezki nennt.

Wenn eine vollkommene Regelmäßigkeit der Züge, verbunden mit einer frischen, blühenden Gesichtsfarbe, für die Grundbedingung männlicher Schönheit gelten darf, so ist der Herr von Kwilezki unbestreitbar einer der schönsten Männer, die man nur sehen kann. Er ist beinahe vierzig Jahre alt, sieht aber weit jünger aus. Er hat eine gerade, militärische Haltung und eine höchst elegante Tournüre, wie sie nur der Verkehr mit den gebildetsten Kreisen der Gesellschaft verleihen kann. Jedem aufmerksamen und scharfsichtigen Beobachter menschlicher Physiognomien muß dieser Mann unfehlbar ein lebhaftes Interesse abgewinnen, und doch macht er auf einen solchen nicht eben den angenehmsten Eindruck. Aber zum Glück für den Herrn von Kwilezki sind nicht alle Leute kritische Mienendeuter, und den meisten imponirt er gewaltig. Seine stark gebogene Nase verleiht seinem Gesicht ein orientalisches Gepräge, seine kohlschwarzen Augen blicken mit wunderbarer Schärfe unter den schöngezeichneten Brauen hervor, seine hohe, gewölbte Stirn ist glatt und blendend weiß. Man fühlt, daß sich

unter dieser Stirn eine Welt von Gedanken birgt, doch in diese Welt einzudringen scheint ein Ding der Unmöglichkeit, denn nie ändert sich der Ausdruck seines Gesichts, nie schwindet auch nur für einen Moment die starre Ruhe, die in seinen Zügen liegt, nie öffnen sich seine dünnen, fest geschlossenen Lippen, um zu errathen, was in seinem Innern vorgeht.

Erst seit kurzer Zeit hält sich Herr von Kwilezki in der Residenz auf. Niemand kennt seine Familienverhältnisse, seine Verbindungen, seine Vermögensumstände. Aber er ist ein Pole, der aus politischen Gründen sein Vaterland hat verlassen müssen, er ist ein Edelmann vom reinsten Wasser, er zeigt ein untadelhaftes Benehmen und lebt auf einem großen Fuß — Gründe genug, ihn mit Zuvorkommenheit in die „gute Gesellschaft" aufzunehmen.

Der Graf Arnstein, der von Jedermann, wenn er nichts Böses von ihm weiß, stets das Beste denkt, fühlt sich in hohem Grade zu ihm hingezogen; der alte Baron Klingsporn und dessen Gemahlin haben an dem vornehmen Polen einen Narren gefressen, und selbst vor den Augen des Fräuleins von Bärnklau findet der schöne Mann Gnade.

Und nun, lieber Leser, lauschen wir dem Gespräche, das durch den Eintritt des Grafen für einen

Augenblick unterbrochen worden war, dann aber sogleich wieder aufgenommen wurde.

„Was ich Ihnen erzähle, Frau Baronin,“ sagte Fräulein Bärnklau im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung zu ihrer Nachbarin, „was ich Ihnen erzähle, ist stadtbekannt, und ich selbst hab’ es noch dazu aus der allerbesten Quelle, denn meine Näherin, die kleine Mamsell Steger, die ich Ihnen zu empfehlen die Ehre hatte, wohnt in dem nämlichen Hause und hat also tagtäglich den Skandal vor Augen.“

Mit diesen Worten schlürfte das Fräulein ihre Tasse Thee und hob dabei einen Blick zur Decke empor, der den Himmel zum Zeugen anzurufen schien, wie sehr sie die kleine Mamsell Steger, obgleich diese doch nur eine schlichte Näherin war, eines so schauderhaften Umstandes wegen bedaure.

„Wir sprachen soeben von dem Lieutenant Vollmar, Cousin,“ sagte die Baronin Klingsporn zu dem Grafen, der neben ihr Platz genommen hatte.

„Von dem Lieutenant Vollmar und Mamsell Steger?“ fragte der Graf, der von der Rede des Fräuleins nicht viel mehr als diesen letzten Namen aufgefaßt hatte.

„O nein, Herr Graf,“ fiel das Fräulein schnell

ein, „von dem Lieutenant Vollmar und einer andern — Person!“

Sie stieß das Wort Person in einer Weise hervor, als bezeichne es den Inbegriff alles dessen, was es in der Welt Sündhaftes, Strafbares und Verächtliches giebt, und als sträubten sich ihre jungfräulichen Lippen, es auszusprechen. Auch bekam sie einen gelinden Anfall von Husten und drückte das parfümirte Taschentuch vor den Mund.

„Eine kleine Liaison also,“ sagte der Graf, „nun, das ist bei jungen Officieren gerade nichts Seltenes.“

„Man sieht in der großen Welt diesen Dingen gern durch die Finger,“ fügte der Baron Klingsporn hinzu.

„Gewiß, Herr Baron,“ entgegnete spitzig das Fräulein, „wir üben in der großen Welt mitunter eine weitgehende Nachsicht gegen junge Männer unseres Standes; aber diese Eindringlinge, diese Bürgerlichen...“

Das Fräulein bekam wieder einen Anfall von Husten, und der alte Baron wandte sich schnell ab, um aus seiner goldenen Dose eine Prise zu nehmen, während die Baronin verlegen mit ihrem Löffel in der Tasse rührte. Ueber des Grafen Antlitz aber flog ein Schatten von Unmuth, und er warf ver=

stohlen einen Blick auf seine schöne junge Gattin, die noch blässer geworden war, als vorhin. Auf Alle hatten die letzten, stark betonten Worte des Fräuleins sichtbar einen peinlichen Eindruck gemacht; nur der Herr von Kwilezki verzog keine Miene.

„Sie vindiciren da, wie mir scheint, dem Adel ein sonderbares Vorrecht, mein Fräulein," sagte der Graf mit verhaltenem Aerger.

„Ich glaube, gnädige Frau," wandte sich das Fräulein wieder an die Baronin, „daß wir Beide über diesen Punkt die gleiche Ansicht hegen; o gewiß, Sie werden mich verstanden haben."

„Ich — ich weiß nicht, Fräulein Adele," entgegnete mit feiner Ironie die alte Dame, „ich halte, wie Sie wissen, unter allen Umständen sehr auf das savoir vivre, und bei dem Lieutenant Vollmar habe ich es, so oft ich auch mit ihm zusammengetroffen bin, noch nie vermißt."

Das Fräulein fühlte den Stich und wurde zornroth. Die Baronin wollte dem Gespräch eine neue Richtung geben, doch der Herr von Kwilezki kam ihr zuvor, indem er an Fräulein Bärnklau die Frage stellte: „Wie nannten Sie jene Frau, mit welcher der Lieutenant ein Verhältniß haben soll?"

„Die Person nennt sich Madame Bernhardt,"

antwortete das Fräulein. „Was aber das savoir vivre betrifft, das die Frau Baronin bei dem Herrn Lieutenant nie vermißt hat, da weiß ich doch nicht, ob man es savoir vivre nennen kann, daß er sich aller Orten ganz ungenirt mit der Person und dem Kinde zeigt.“

„Dem Kinde?“

„Ich weiß, was ich sage, Frau Baronin, er zeigt sich überall bei hellem Tage, auf der Straße und auf den Promenaden mit der Person und dem Kinde. Gestehen Sie, daß sich ein Adeliger nie so betragen würde, daß sich ein solcher vielmehr scheuen würde, öffentlich Anstoß zu geben und alle Welt von sich reden zu machen; und eben weil ein Adeliger so viel Tact besitzt, doch wenigstens den Schein zu bewahren, darf man ihm auch mehr zu gute halten, als einem Bürgerlichen — das ist meine Meinung.“

Nach diesen gewichtigen Worten trat abermals eine peinliche Pause ein, doch ehe noch Jemand Zeit gewann, ein anderes Thema auf's Tapet zu bringen, begann das Fräulein von Neuem:

„A propos, sagten Sie mir nicht neulich, Herr von Kwilezki, daß Sie in früheren Jahren den Lieutenant Vollmar in Breslau kennen gelernt haben,

und daß man sich auch dort viel Nachtheiliges von ihm erzählte?"

„Gekannt habe ich den Herrn Vollmar nicht, mein gnädiges Fräulein," erwiederte der Herr von Kwiłezki ernst und gemessen, „und die nachtheiligen Gerüchte, die in Betreff seiner im Umlauf waren, kann ich um so weniger verbürgen, da ich nicht einmal weiß, ob nicht Mehrere diesen Namen tragen."

„Er hatte ein Duell — war es nicht so?"

„Allerdings, mein Fräulein, hatte ein Lieutenant Vollmar ein Duell."

„Wegen einer Tänzerin, wie man mir sagte."

„Einer Tänzerin oder Kunstreiterin — es hat mich dies nicht interessirt, da ich, wie gesagt, den Herrn nicht kannte. Erst hier habe ich ihn zum ersten Mal gesehen, und zwar in einer Soirée bei der verwittweten Baronin Luschka."

„O, da werden Sie nicht mehr mit ihm zusammentreffen; die Baronin hat mir versichert, daß sie ihn nicht wieder empfangen werde."

Fräulein Clementine hatte sich, um ihre Gemüthsbewegung zu verbergen, während dieses Gesprächs sehr eifrig damit beschäftigt, ein Wachtelhündchen, das in einem fort an ihr aufsprang, mit Zuckerbrötchen zu füttern. Nur ab und zu hatte sie

insgeheim mit der Gräfin einen bedeutungsvollen Blick gewechselt; aber diese stumme Sprache hatte beredt den Verdruß ausgedrückt, den jede für sich über die Verleumdungen und Sticheleien des Fräuleins empfand, sowie die innige Theilnahme, welche eine der andern zollte. Es war ihnen nicht entgangen, daß Fräulein Bärnklau oft mit einem boshaften Lächeln zu ihnen hinübergesehen hatte, als wolle sie sagen: Nicht wahr, ich gebe Euch da recht artige Pillen zu verschlucken? Beide fühlten sich nicht wenig erleichtert, als Fritz, der Bediente, die Flügelthüren zum Nebenzimmer öffnete, in welchem zwei Spieltische hergerichtet waren.

„Werden Sie Ihre gewöhnliche Partie Grabüge machen, Tante?“ fragte der Graf die Baronin.

„Wenn es Dir gefällig ist, mein Lieber?“ wandte sich die alte Dame mit einem anmuthigen Lächeln an ihren Mann.

„O gewiß, meine Liebe,“ entgegnete dieser galant, „einer so angenehmen Gewohnheit wird man nicht leicht untreu.“

Mit diesen Worten reichte er seiner Gemahlin unter einer zierlichen Verbeugung die Hand und führte sie mit so viel Anstand, als gelte es zu einer Menuet anzutreten, in das Nebenzimmer.

„Unsere arme Cousine hat mich recht gedauert,“ sagte flüsternd der würdige alte Herr, indem er seiner Frau einen Stuhl an den Tisch schob, auf welchem in zwei gleich große Haufen vertheilt zwölf von Fritz gemischte Spiele Karten lagen.

„Ach, die Aermste,“ erwiederte gleichfalls flüsternd die Baronin, „das sind die traurigen Folgen einer Mesalliance; sie leiden Beide darunter.“

„Wie tactlos von Fräulein Bärnklau, in dieser Weise von Bürgerlichen und Eindringlingen zu reden!“

„Und wie peinlich für uns Alle!“

„Welchen Haufen wählst Du, meine Liebe?“

„Diesen, mein Lieber.“

Mittlerweile hatte der Graf seine übrigen Gäste zu einer Partie Whist aufgefordert. Fräulein Bärnklau, die fast immer im Spiel gewann, und, wenn sie verlor, häufig das Zahlen vergaß, nahm das Anerbieten bereitwillig an, der Herr von Kwilezki aber entschuldigte sich mit einem unaufschiebbaren Geschäft, das ihn nöthige, sich frühzeitig zurückzuziehen. Die Gräfin spielte überhaupt nicht, und Clementine hätte sich gern ausgeschlossen; da aber Fräulein Bärnklau nicht müde wurde, in sie zu dringen, mußte sie in den sauern Apfel beißen. Bevor jedoch der Graf

das Fräulein an den Spieltisch führte, fand er Gelegenheit, heimlich einige Worte an seine Frau zu richten.

„Ist es denn durchaus nothwendig, diese boshafte Creatur zu empfangen?“ sagte er mit einem Seitenblick auf Fräulein Bärnklau.

„Man empfängt sie überall,“ antwortete mit einem trüben Lächeln die Gräfin, „es würde schwer sein, sich ihrer zu erwehren. Doch nenne sie nicht boshaft, Moritz, sie weiß vielleicht nicht — —“

„Ist sie nicht boshaft, so ist sie wenigstens in hohem Grade tactlos, und ich will nicht, daß man Dir wehe thue, meine liebe, theure Francisca.“

„Du guter Moritz! gewiß, Du würdest jeden Schmerz von mir fern halten, wenn —“ hier sank ihre Stimme zu einem kaum hörbaren Flüstern — „wenn es in Deiner Macht stünde.“

Der Graf drückte seiner schönen Frau zärtlich die Hand, dann bot er mit kalter Höflichkeit dem Fräulein den Arm und entfernte sich mit ihr. Clementine folgte ihnen.

Die Gräfin war mit dem Herrn von Kwilezki allein geblieben.

Einige Secunden standen sie sich schweigend gegenüber. Die Gräfin stützte sich mit der Hand an den

Tisch, ihre Augen waren starr auf den Fußboden geheftet, ein tiefes Seelenleiden drückte sich in ihren Zügen aus. Wie ermattet sank sie auf einen Sessel nieder und lud durch ein Zeichen den Herrn von Kwilezki ein, gleichfalls Platz zu nehmen.

Dieser, der soeben noch ein über einer prachtvollen Etagère hangendes Gemälde mit scheinbar großer Aufmerksamkeit betrachtet, in dem Moment aber, da der Graf mit den beiden Damen das Zimmer verließ, forschend seine Blicke auf die junge Frau gerichtet hatte, folgte sogleich ihrer Einladung, indem er einen Stuhl ziemlich dicht an den ihrigen rückte, und zwar so, daß er vom Nebenzimmer aus nicht gesehen werden konnte. Der Ausdruck seiner Mienen war wie immer ein ruhiger, leidenschaftsloser, nur zuckte, indem er sich neben der Gräfin niederließ, um seine fest geschlossenen Lippen ein kaum merkliches Lächeln, das einen heimlichen Triumph zu verrathen schien. Die Gräfin dagegen war todtenblaß geworden, und ein leichtes Zittern durchflog ihre zarten Glieder. Man hätte denken können, daß ihr die Nähe dieses Mannes einen Schauder errege, den zu unterdrücken sie sich Gewalt anthun müsse; auch war dem thatsächlich so. Sie faßte sich jedoch schnell, hob

das Haupt und fragte mit leiser, bebender Stimme: „Sie haben ihn gesehen?"

„Ich sah ihn gestern, Frau Gräfin," war die Antwort.

„Und seine Lage———? O, verhehlen Sie mir nichts, mein Herr."

„Ich bedaure von Herzen, Frau Gräfin, Ihnen keinen günstigen Bericht erstatten zu können. Doch ich darf mit der Wahrheit, so betrübend sie auch ist, nicht zurückhalten — seine Lage ist eine höchst traurige."

„O mein Gott, es hat mir geahnt," stammelte die Gräfin, verzweiflungsvoll die Hände ringend.

„Fassen Sie Muth, gnädige Frau," bat Kwilezki, „noch kann ihm ja wohl geholfen werden."

„Ach, was ich für ihn thun kann, ist leider, Sie wissen es ja, so wenig, so gar wenig."

„Was Sie schon gethan haben, war für einen Mann in seinen Verhältnissen viel; es wäre mehr als hinreichend gewesen, wenn nur die Anwendung der Liebesgabe auch der edlen Absicht der Geberin entsprochen hätte. Daß aber, falls Sie noch ein Weiteres thun können, nicht abermals Ihre Spende in so leicht———"

„Sprechen Sie aus, mein Herr."

„Ich möchte Ihre Gefühle schonen, Frau Gräfin. Sie wissen ja, wie schnell und in welcher Weise die früheren Summen verbraucht wurden."

Die Gräfin preßte die Hand auf's Herz, ihre Augen füllten sich mit Thränen. Nach einer Pause sagte sie:

„Sie gaben mir Hoffnung, Herr von Kwilezki, daß Sie den Unglücklichen bewegen könnten, fern von hier, in einem fremden Lande ein geregeltes Leben zu beginnen."

„Ich gab Ihnen diese Hoffnung, gnädige Frau, weil ich sie selbst hegte."

Mit Entsetzen sah die Gräfin zu ihm auf.

„Ich hege sie noch, gewiß, ich hege sie noch," fügte er schnell hinzu, „und seien Sie versichert, daß ich Alles aufbieten werde, ihn in dem oft gefaßten, leider eben so oft wieder wankend gewordenen Entschluß zu bestärken. Bedenken wir übrigens, daß es schwer, sehr schwer sein mag, mit einer solchen Vergangenheit abzurechnen und neuen Lebensmuth zu gewinnen, um, seines Zieles klar bewußt, die Zukunft ruhig in's Auge zu fassen. Indeß, er steht ja nicht allein, zum Glück vermag ich viel über ihn. Sein herbes Schicksal, das ihm so viele Herzen ent=

fremdete, hat das meinige nur um so fester an ihn gekettet — und er weiß dies."

„Und schätzt gewiß auch den Freund eben dieser seltenen Treue wegen um so höher," sagte die Gräfin mit großer Lebhaftigkeit und Wärme, indem sie ihrem Vertrauten die Hand reichte. Unter Thränen lächelnd fügte sie hinzu: „Wie könnte es auch anders sein? O sicherlich, seine Dankbarkeit muß eine innige, eine tiefempfundene sein, wie" — dies sprach sie mit kaum hörbarer Stimme — „wie es ja auch die meinige ist."

Der Herr von Kwilezki hatte die ihm dargereichte Hand ehrerbietig ergriffen; mit ritterlicher Courtoisie führte er sie an seine Lippen. Doch bei dieser Berührung zuckte es abermals wie Fieberfrost durch die Glieder der schönen jungen Frau, und mit einer ängstlichen Hast, die seltsam gegen ihre letzten Aeußerungen abstach, entzog sie ihm wieder ihre zitternde Hand. Dieser Widerspruch zwischen ihren Worten und ihrem Benehmen war zu deutlich hervorgetreten, als daß Kwilezki ihn nicht bemerkt haben sollte. In seinen Mienen jedoch war keine Spur von gekränkter Eigenliebe zu entdecken.

„Ein Anrecht auf Ihren Dank, Frau Gräfin, habe ich mir noch nicht erworben," sagte er in festem,

ruhigem Tone. „Er war mein Jugendfreund, das habe ich nicht vergessen können; er war unglücklich, dies sichert ihm auf immer meine wärmste Theilnahme. Es liegt hierin nichts, durchaus nichts, dessen ich mich rühmen dürfte, am wenigsten aber möchte ich aus der Herzlosigkeit und dem Wankelmuth Anderer ein Verdienst für mich ableiten — oder ableiten lassen."

Die Gräfin fühlte mit Beschämung, daß sie die ihr selbst unerklärliche, instinctive Abneigung, welche sie gegen ihn hegte, nur zu deutlich habe durchblicken lassen. Um den begangenen Fehler wieder gut zu machen, sagte sie mit großer Freundlichkeit: „Es ist so natürlich, daß man das Gute um so höher achtet, je seltener es sich findet."

„Und daß man einen Menschen weniger nach dem beurtheilt, was er ist, als nach dem, was Andere nicht sind," ergänzte Kwilezki.

Die eigenthümliche Betonung, mit welcher er diese Worte sprach, ließ der Gräfin keinen Zweifel darüber, daß sie ihn verletzt habe; sie machte sich im Stillen Vorwürfe über ihren Mangel an Selbstbeherrschung, und als sie nach einer kurzen Pause das Gespräch wieder aufnahm, lag in ihren Mienen weit mehr Herzlichkeit, als sie bisher gezeigt hatte.

„Wollen Sie wieder mein Vermittler sein?“ sagte sie in bittendem Tone.

„Wenn ich mich dessen weigern wollte, um selbst für Sie einzutreten, Frau Gräfin,“ entgegnete er, „so hieße das, Sie eines schönen, heiligen Vorrechts berauben.“

„Und mir den einzigen Trost nehmen, der mich in dieser entsetzlichen Lage noch aufrecht hält. O wüßten Sie, wie unsäglich unglücklich es mich macht, vor meinem Mann ein solches Geheimniß zu haben!“

„Ich erfülle mit Freuden Ihren Wunsch, gnädige Frau, nur das Eine ist mir, wie ich offen gestehe, dabei peinlich und drückend, daß ich ihm gegenüber den falschen Schein des hülfreichen Freundes annehmen und mir Dankesworte sagen lassen muß, die mir nicht zukommen.“

In diesem Augenblick wurde im anstoßenden Zimmer ein Stuhl gerückt. Schnell reichte die Gräfin dem Herrn von Kwilezki etwas hin, das sie schon seit einigen Minuten in der Hand hielt; es war eine schwere Goldrolle. Eben so schnell griff er danach, und seine Finger klammerten sich fest um das kostbare Metall.

Trotz des geheimen Einverständnisses, das zwi-

schen ihm und der Gräfin herrschte, verrieth während des angeführten Gesprächs der Herr von Kwilezki mit keiner Miene eine für die junge Frau irgendwie verletzende Vertraulichkeit. Er blieb vielmehr fortwährend in den Grenzen der zartesten Zurückhaltung und entwickelte in seinen Manieren eine Eleganz, eine Feinheit, die jeden Schein von Familiarität fernhielt. Dabei wußte er so glücklich den Ton männlicher Festigkeit mit dem der tiefsten Empfindung zu verbinden, daß es fast unbegreiflich scheinen mußte, wie die Gräfin, die ihm doch nach ihrem eigenen Geständniß so sehr verpflichtet war, in seiner Nähe momentan wie von geheimer Angst und heftigem Widerwillen befallen werden konnte. Und doch war dem so. Als er sich, kurz nachdem er das Geld empfangen hatte, bei ihr verabschiedete und Beider Blicke sich begegneten, lag in dem ihrigen etwas wie unüberwindliches Mißtrauen und das ängstliche Verlangen, zu erforschen, ob in seinen Zügen eine Bestätigung oder Widerlegung der von ihm kundgegebenen Gesinnung zu lesen sei. Aber nicht die geringste Gemüthsbewegung spiegelte sich in seinen Mienen; diese waren so undurchdringlich, sein Auge war so kalt, seine Stirn so fest wie immer.

Tief aufathmend, wie befreit von einer drücken-

den Last, ging die Gräfin, als er sich entfernt hatte, in das anstoßende Zimmer und setzte sich an den Tisch nieder, an welchem ihr Mann mit Clementinen und Fräulein Bärnklau Whist spielte.

Drittes Kapitel.

Enthält hinsichtlich des Romanschreibens sehr nützliche Winke, für welche jeder angehende Schriftsteller dem Herrn Adolf Rottmayer Dank wissen wird.

In dem Atelier des Herrn Adolf Rottmayer sah es so wüst und wunderlich, so kunterbunt und ordnungswidrig aus, wie es von einem reputirlichen Atelier nur mit einiger Billigkeit verlangt werden kann; und wenn es in dieser Hinsicht sogar mehr bot als andere Künstlerwerkstätten, so war das nicht zu verwundern, denn auch Herr Rottmayer senior trieb hier sein Wesen. Nun muß aber der Leser wissen, daß das Restauriren alter Gemälde zu den complicirtesten, schwierigsten und schmierigsten Künsten gehört, auf die je ein Mensch Scharfsinn und Geduld verwandt hat. Da giebt es ein Einweichen, Waschen und Reiben mit erwärmtem Branntwein, mit Mohnöl und Terpentin, mit Essig und Kalkwas-

ser, da wird getupft und gescheuert mit Putzwasser, flüssigem kohlensauern Kali, Laugensalzen und Decocten von Coloquinten und spanischem Pfeffer, da sieht man ein Bestreichen mit Roggenmehlkleister und in Wasser aufgelöstem Sauerteig, da hört man ein Kratzen und Schaben mit Federmessern und Stäbchen von Lindenholz, da drückt und preßt und bügelt man mit warmen Eisen, da werden noch unzählige andere geheimnißvolle Proceduren vorgenommen, um Schmutz, Schimmel, alten Firniß und schlechte Retouchen zu entfernen; und wenn dies Alles verschwunden ist, so ist auch nicht selten unter den Händen des gar zu eifrigen Restaurators das Bild selbst verschwunden, hat aber dafür manchmal einem andern Platz gemacht, auf welchem das obere gemalt war.

Der Restaurator begann z. B. damit, eine heilige Cäcilie zu reiben und zu putzen, aber, o Wunder! die Orgel, vor welcher die Heilige mit himmlischer Anmuth und rührender Frömmigkeit saß, schwand nach und nach in einem grauen Nebel dahin, das züchtige Gewand wurde immer dünner, fadenscheiniger und durchsichtiger, eine unberechtigte, muskelstarke Hand zeigte sich darunter am heiligen Busen dem erstaunten Blick, dann folgte ein Arm, der die heilige Taille umschlungen hielt, und ein ganz impertinenter

Schlingel von Faun mit spitzigen Ohren, eingedrückter Nase und Geißschwänzchen grinste über die heilige Schulter hin dem betroffenen Restaurator entgegen, als wollte er sagen: Schau, das hättest Du wohl nimmer vermuthet?

Drum, lieber Leser, wenn Du noch jung bist und guten Rath annimmst: halte Dich von jeglichem Restauriren fern, laß heilige Cäcilien immerhin heilige Cäcilien sein und bleiben, es geht ja Dich nichts an, was dahinter steckt.

Dem Paul Rottmayer passirte es nicht selten, daß er des Guten zu viel that und endlich die Entdeckung machte, daß er statt eines Bildes deren zwei gekauft habe; doch er tröstete sich leicht, indem er sich einredete, daß das untere ein weit vortrefflicheres sei, als das obere; und er säumte dann auch nie, dieses jedenfalls ältere Kunstproduct irgend einem berühmten Meister zuzuschreiben. Hatte er aber nun das Reiben, Scheuern und Kratzen so lange fortgesetzt, daß er es, ohne auf die weiße Leinwand oder das braune Holz zu kommen, schlechterdings nicht weiter treiben konnte, so wurde der so glücklich entdeckte Carlo Dolce oder Andrea del Sarto seinem Sohne Adolf übergeben, damit dieser mit dem Pinsel nachhelfe, wo es noth thue.

Adolf besaß unläugbar einiges Talent, und sein Vater hatte ihm eine künstlerische Ausbildung angedeihen lassen, darum stellte der junge Mann, wo wirklich Gutes schon gegeben war, dieses auch meistens mit ziemlich richtigem Verständniß und nicht geringer praktischer Thätigkeit wieder her. Indeß war dies keineswegs seine angenehmste Beschäftigung, denn er war noch mit anderen Talenten begabt, die er weit lieber übte. So hauchte er z. B. gern seine wehmuthsvollen Stimmungen in die Flöte hinein, oder er entlockte bei Lunas sanftem Licht der Cither schmelzend-süße Accorde, die jedes warm empfindende Herz vor wonnigem Schauer erbeben machten. Vor allen Dingen aber war Adolf Schriftsteller, und schon hatte er unter dem Namen Rottberg-Mayershofen — denn Rottmayer klang doch gar zu prosaisch — die Leihbibliotheken mit mehreren Romanen bereichert, von welchen namentlich der letzte, betitelt: „Wenn der Frühling kommt,“ von vielen einsichtsvollen jungen Herren und ästhetisch gebildeten jungen Damen hoch gepriesen wurde.

Für alle diese Künste besaß Adolf eine unverkennbare Begabung, aber sie schwamm gewissermaßen nur auf der Oberfläche seines inneren Wesens, dessen Tiefe ganz von krankhafter Eitelkeit und unruhig

jagender und haschender Ehrbegierde angefüllt war. Aus der Seele, aus dem Herzen heraus schuf er nichts und konnte er nichts schaffen, es war einzig und allein eine gewisse Regsamkeit der Gedanken und Empfindungen, verbunden mit einer seltenen Fähigkeit, technische Schwierigkeiten zu überwinden, die ihm bei Allem, was er unternahm, wohl zu statten kam und ihm einen verhältnißmäßig günstigen Erfolg sicherte. Er hatte übrigens auch Stunden, wo er mit einem unsäglich bittern Gefühle die Seichtheit und Hohlheit seines Wesens erkannte, aber er sagte sich zu seinem Troste, daß die meisten Anderen noch seichter, noch hohler seien, und daß er immerhin genug Geist besitze, jene in Betreff seiner zu täuschen und zu blenden. Nichts fürchtete er so sehr wie streng prüfende Kritik, und um diese zu entwaffnen, spielte er oft den satyrischen Selbstkritiker. Dann war seiner Behauptung nach sein künstlerisches Streben nichts als leichte Tändelei, gerade gut genug, müßige Stunden damit auszufüllen, aber in seinen eigenen Augen ohne allen höheren Werth.

Wir haben den Leser zu einer Stunde, da Adolf gerade unbeschäftigt war, in dessen Atelier eingeführt. Von diesem ging eine offenstehende Thür in die Wohnstube, in welcher er zu schreiben pflegte. Die Wohn=

stube war mit einer auffallenden Prunksucht ausgestattet, doch sah es darin eben so unordentlich aus wie im Atelier.

Adolf, in einen geblümten Schlafrock gehüllt, einen Fes mit langer Troddel auf dem Kopf und gestickte Pantoffeln an den Füßen, schritt sinnend auf und ab, indem er bald im Atelier vor der Staffelei, bald im Wohnzimmer vor dem Schreibpult oder an den Ofen sich anlehnend stehen blieb und gedankenvoll einen geöffneten Brief betrachtete, den er soeben empfangen hatte.

„Schon wieder eines dieser anonymen Schreiben,“ murmelte er vor sich hin, „und wieder dieselben geheimnißvollen Andeutungen. Wann wird mir das große Räthsel meiner Geburt gelöst werden? Wann werde ich erfahren, wer ich bin? Wann, ja wann wird mir endlich das Glück näher gerückt werden, das mir der unbekannte Schreiber in so prophetischer Weise verkündigt.“

Er blickte in den Brief und las halblaut folgende Stelle:

„Warum spüren Sie nicht eifriger dem Urheber Ihrer Tage nach? Sagt Ihnen denn kein ahnendes Gefühl, daß ein großes Glück Ihrer wartet? Oder tragen Sie kein Verlangen in sich, aus dem engen,

Kreise, in welchen Sie gebannt sind, herauszutreten und in der großen Welt den Platz einzunehmen, der Ihnen in jeder Hinsicht gebührt? Ich hätte Sie für ehrgeiziger gehalten. Gern gäbe ich Ihnen deutlichere Winke, doch ein Gelübde bindet mich. Nur das Eine sei Ihnen gesagt: ein naher Verwandter von Ihnen war vor wenigen Tagen in dem Hause Ihres Pflegevaters. Errathen Sie, wer hiermit gemeint ist, nun, so nahen Sie sich ihm ohne Scheu; er wird Ihnen mit dem herzlichsten Wohlwollen entgegenkommen."

Adolf ließ die Hand, die den Brief hielt, sinken, preßte die andere vor die glühende Stirn und ging wieder mit hastigen Schritten in den zwei Räumen auf und ab.

„Wer war während der letzten Tage hier?" fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. „Gar Viele besuchen die Gemäldesammlung meines Pflegevaters. — Sollte der alte Herr von Feldheim gemeint sein? — Pah, nach der Ehre seiner Verwandtschaft geize ich wahrhaftig nicht! — Oder die reiche verwittwete Baronin von Landseck? — Aber in dem Briefe heißt es ein naher Verwandter, und nicht eine nahe Verwandte — halt, ich hab's, der Graf Arnstein!"

Er blieb plötzlich stehen und richtete das gesenkte

Haupt wieder empor. Seine Augen glühten wie vom Feuer einer erhebenden Inspiration, und er schob den Fes mit einer raschen Bewegung höher auf den Scheitel hinauf, als beenge er seinen sich bis in's Unendliche erweiternden Gedankenkreis.

„Bei Gott," sagte er, „er könnt' es sein — nein, er ist's — o, daß mir das nicht gleich einfiel! — Wie freundlich, ja, wie gütig und vertraulich redete er mich nicht an, wie weich klang nicht seine Stimme, mit welch warmem Interesse ruhte nicht sein Blick auf mir! — Er sprach die Hoffnung aus, mich recht bald wiederzusehen — hm — was konnten diese Worte bedeuten, wenn nicht.... und dann war er ja gestern wieder hier und blieb fast eine volle Stunde bei meinem Pflegevater. — Ja, beim Himmel, Grafenblut rollt in meinen Adern, und adeliger Sinn dehnt mir die Brust! — O, jetzt erst begreife ich mich selbst, dieses hohe Streben, dieses mächtige, rastlose Drängen einer edleren Natur; endlich, endlich ist mir der Ariadnefaden in die Hand gegeben, der mich aus diesem — — —"

Adolf vollendete den Satz nicht, sondern trat rasch an das Schreibpult, tauchte die Feder ein und schrieb mit verklärtem Antlitz und zitternder Hand auf ein Stückchen Papier folgende Phrase, die er für seinen

neuen Roman „Dann grünen die Bäume" — eine Fortsetzung von „Wenn der Frühling kommt" — verwerthen wollte:

„Guido" — unter diesem Namen figurirte er nämlich selbst, freilich ein wenig idealisirt, in dem neuen Werk — „Guido erlangte diese Ueberzeugung mittelst einer Art Somnambulismus des Herzens, wie ihn nur der Jüngling in Augenblicken besitzt, wo erhabene Begeisterung in süße Trunkenheit überfluthet. Soeben noch eine in den Staub getretene Milbe, forderte er jetzt kühn den Adler der Wolken heraus!"

Kaum hatte er diese schwungvollen Worte zu Papier geführt, als die Thür aufging und sein genialer Freund, der Maler Becker, in's Zimmer trat.

Dieses Genie konnte sich zu keiner Zeit eines blühenden Aeußern rühmen, heute aber hatte er ein so verwüstetes, übernächtiges Aussehen, daß er sich selbst als Modell hätte dienen können, wenn es ihm eingefallen wäre, den personificirten Katzenjammer darzustellen.

Adolf, der sich in einer zu gehobenen Stimmung befand, um geringfügigen Dingen seine Aufmerksamkeit zu schenken, beachtete nicht sogleich die matte, verstörte Miene des Freundes; mit vornehmer Nachlässigkeit, wie sie junge Grafen wohl zu zeigen pfle-

gen — er hatte sich schon ganz in die Rolle eines solchen hineingeträumt — nickte er ihm zu.

„Wenn Du ein mitleidiges Herz für menschliches Elend hast, so gieb mir einen Trunk frischen Wassers," bat Becker, indem er seinen breitrandigen Filzhut auf einen Stuhl, sich selbst aber auf das Sopha warf, von welchem er jedoch erst die daraufliegenden Gegenstände, eine Piquéweste, einige Foulards, mehrere große Borstpinsel, ein Paar Socken, zwei aufgeschlagene Bücher, eine Haarbürste, die Augsburger allgemeine Zeitung und eine kleine Flasche mit Retouchirfirniß ohne alle Umstände weggenommen hatte.

„Bist Du hergekommen, nur um zu trinken?" fragte Adolf, als er dem Freunde das Verlangte gebracht hatte.

„Nein, nein," entgegnete dieser, „ich hab' auch noch eine andere Bitte an Dich; Du mußt mir etwas Geld pumpen, Alter, ich bin schmählich abgebrannt."

„Meine Kasse ist nicht zum besten bestellt, indeß — — —"

„Nur keine Entschuldigungen, gieb mir, was Du hast, und bleib' für das Fehlende mein Schuldner."

Adolf erwog, daß es jungen Grafen gezieme, das Geld mit vollen Händen auszustreuen, und er reichte daher dem Freunde seine Börse, indem er leichthin

äußerte: „Nimm, was Du brauchst. — Aber Donnerwetter, wie siehst Du denn aus," fügte er schnell hinzu, als er jetzt den kläglichen Zustand Becker's gewahr wurde, „bist Du krank?"

„Ich bin ganz zerdroschen, und mein edler Muth ist erloschen," jammerte Becker. „Ich war heute Nacht bei dem Hauptmann Rautenberg, und — — —

„Da wurde ein wenig stark getrunken?"

„Ja wohl, und ein wenig hoch gespielt."

„Ah, nun begreife ich — — —"

„Nichts kann klarer und einfacher sein, Bruderherz. Uebrigens kann ich Dir versichern, daß wir erst ganz niedrig pointirten, es war der harmloseste Zeitvertreib, ein Kind hätte, ohne seine Unschuld zu gefährden, daran Theil nehmen können. Da kam aber dieser fatale, unergründliche Kwilezki — der Mensch ist mir in der Seele zuwider mit seinem eisigkalten Gesicht und seiner porzellanenen Stirn — — —"

„Mir ist er höchst interessant — eine köstliche Figur in einem Roman — ich werde ihn gelegentlich studiren," warf Adolf ein.

„Thu' das, Freund, studire ihn so viel Du willst, nur, wenn ich rathen darf, spiele nicht mit ihm, denn der Mensch hat ein kolossales Schwein! Erst mußte

er freilich tüchtig Haar lassen, er pointirte gar nicht mehr, und wir meinten schon, ihn diesmal endlich gehörig gerupft zu haben. Da wird aber die Bank — der kleine Baron Frick hatte sie — gesprengt, und nun zieht Kwilezki eine große Geldrolle aus der Tasche und legt eine neue Bank auf. Von dem Augenblick an wandte sich das Glück, und, um es kurz zu machen, in Zeit von einer Stunde hatte er uns Alle —" hier gähnte Becker in einer schaudererregenden Weise — „Alle rein ausgezogen."

„Du solltest Dich von dieser Gesellschaft fern halten, Becker," sagte Adolf im Tone milden Tadels, „Du solltest Dich überhaupt mehr an ein regelmäßiges Leben gewöhnen."

„Pah!" entgegnete Becker mit wegwerfender Miene, „der wahre Künstler bindet sich an keine beengende Regel." Und wie um dies symbolisch zu bethätigen, streckte er seine langen, dünnen Beine über die Lehne des Sophas hinaus, wodurch seine Füße höher zu liegen kamen als sein Kopf. „Geh' mir mit Deinem regelmäßigen Leben," fuhr er fort, „das mag für prosaische, philisterhafte Menschen ganz gut sein, für poetische Naturen aber taugt es nicht. Regelmäßiges Leben! es kränkelt mich an bitterer Weltschmerz senkt sich in meine Seele, düstere Grabes-

nacht umfängt sie, wenn ich nur das Wort höre. Nein, Abwechslung, Freund, fortwährende Bewegung, stete Aufregung — das ist der perlende Schaum vom Champagner des Lebens, und an diesem soll der Künstler seine durstigen Lippen — reich' mir, bitte, noch ein Glas Wasser — danke — was hab' ich denn eigentlich sagen wollen — ja, frische Eindrücke, Bruder, die thun uns noth, wenn wir Geniales schaffen sollen."

„Frische Eindrücke," rief Adolf lachend, „Du siehst mir bei Gott nicht gerade aus wie Einer, der frische Eindrücke empfangen hat!"

„Morgen werd' ich so frisch und munter sein, wie das Vöglein in den Lüften, und arbeiten werd' ich dann — — hast Du schon meinen großen Carton gesehen?"

„Noch nicht."

„Kennst Du mein neues Sujet? Hab' ich Dir davon erzählt?"

„Nein."

Becker richtete sich halb auf, indem er den Ellbogen gegen die Kante des Sophas stemmte und sein schweres Haupt auf die Hand stützte.

„Mensch!" rief er, „das muß ich Dir expliciren. Eine große, eine göttliche Idee ist in mir aufgegan-

gen. Ha, das ist neu, das ist originell, das wird packen! Denke Dir, ich male das üppige Gastmahl des Belsazar, Königs von Babylon. Auf dem Tische prangen die aus dem Tempel zu Jerusalem geraubten heiligen Gefäße. Wilde Ausgelassenheit herrscht an der Tafel, helles Lachen, unzüchtige Reden tönen von den Lippen der trunkenen Schwelger. Der König hat sich einen der geweihten goldenen Becher mit perlendem Wein reichen lassen, er will ihn gerade unter ruchlosen Lästerreden zum Munde führen — da erblaßt aber plötzlich der freche Tempelschänder, die Haare sträuben sich auf seinem Haupte, in jeder seiner Mienen drückt sich Grauen und Entsetzen aus, und seine Augen blicken starr und gläsern auf die gegenüber befindliche Wand, denn dort schreibt eine unsichtbare Geisterhand in Flammenschrift die schicksalsschwangeren Worte: Mene Thekel Upharsin! — Was sagst Du dazu?"

„Das Alles wäre nicht übel," meinte Adolf nach kurzem Bedenken, „aber wie Teufel willst Du die unsichtbare Geisterhand malen?"

„O, das ist das Wenigste, aber die Schrift, mein Lieber, die Schrift! Ich darf ja natürlich keine deutschen oder lateinischen Buchstaben hinmalen, und doch muß es Jeder lesen können. Nun, das findet sich

am Ende auch — einige fremdartige Schnörkel, so ein kleiner Anflug vom hebräischen oder arabischen Alphabet — was weiß ich! Nur um Gottes willen nicht ängstlich, das ist mein Wahlspruch."

Mit dem stolzen Bewußtsein, über jede kleinliche Aengstlichkeit hoch erhaben zu sein, ließ Becker das geniale Haupt wieder auf die Kissen niedersinken und schloß die Augen.

„Gedenkst Du hier zu schlafen?" fragte nach einer Pause Adolf mit einiger Ungeduld.

„Nein," war die Antwort, „ich möchte einen Hering essen, und bin eigentlich hergekommen, um Dich aufzufordern, mit mir zu Tardini zu gehen. Willst Du?"

„Warum nicht, nur muß ich mich dann schnell umkleiden."

„Thu' das, edler Menschenfreund, und — damit ich während der Zeit nicht eindusele — reich' mir 'mal Dein Manuscript her, das ich dort liegen sehe. Man darf doch wohl ein wenig darin blättern?"

„Recht gern, da hast Du es."

Adolf ging in sein Schlafzimmer, um Toilette zu machen, während Becker mit trüben Augen und unter häufigem Einnicken in dem Manuscript blätterte.

„Weißt Du was?" sagte er, als Adolf nach einer

Weile zurückkam, um seine Haarbürste zu suchen, „der Titel klingt mir so sonderbar: „Dann grünen die Bäume!“ Wie kann man doch nur auf den Einfall kommen, ein paar aus allem Zusammenhang gerissene Worte, einen Nachsatz gar, zum Titel eines Romans zu machen?“

„Es ist Modesache,“ entgegnete Adolf mit zerstreuter Miene, „einige neuere Belletristen haben es eingeführt, das lesende Publikum hat sich daran gewöhnt — ei, da kann es denn auch mir recht sein.“

„Aber was suchst Du denn so eifrig?“

„Meine Haarbürste.“

„Die hab' ich mit dem übrigen Kram in den Papierkorb geworfen.“

„Wie findest Du den Anfang, Becker?“

„Famos! Das nenn' ich den Leser unter gelindem Grausen gleich in medias res führen.“ Und Becker las, während sich Adolf vor dem Spiegel die Haare ordnete, mit lauter, nur etwas heiserer Stimme wie folgt:

„Meine Tapferen,“ fuhr Benno flüsternd fort, „noch ist die Nacht nicht finster genug. Habt ein wenig Geduld, und Ihr werdet im Blut waten. Wo ist Roger?“

„Hier, Hauptmann.“

Ein Mann mit gemeinem Gesicht und von athletischer Kraft, eine Axt in der Hand, schritt vor. In seinem Gürtel blinkte ein Dolch. Sein finsteres Auge, seine zusammengezogenen Brauen, sein struppiger Bart, ein unheimlicher Ausdruck von Wildheit verlieh ihm eine entsetzliche Aehnlichkeit mit jenen abscheulichen Gestalten, unter denen man sich den Alp denkt."

„Sieh'," unterbrach Becker das Lesen, „so etwas wirkt auf die Nerven, das dringt in's Mark, das drückt wie der Alp, das rüttelt die müden Lebensgeister wach, das ist kein lauwarmes, wabbeliges Getränk, nein, ein frisch sprudelnder Quell, der den Durst — ach, reiche mir, bitte, noch ein Glas Wasser — danke — was ich sagen wollte, Bruder, Du bist doch wahrhaftig ein ganz capitaler Bursche!"

Obgleich Adolf heute seiner Toilette eine Sorgfalt widmete, die jedem jungen Grafen zur Ehre gereicht hätte, so ließ er sich doch dadurch nicht abhalten, auch dem ihm gespendeten Lobe die vollste Aufmerksamkeit zu schenken. Er lächelte recht selbstgefällig vor sich hin.

„Ich begreife schlechterdings nicht," fuhr Becker fort, „wie es möglich ist, einen Roman zu schreiben. Wird Dir das Ding nicht entsetzlich schwer, Adolf?

„Nicht im geringsten," antwortete dieser, indem er

sein Halstuch in einen höchst aristokratischen Knoten schlang, „wenn ich das nicht so nur aus den Aermeln schütteln könnte, würd' ich mich gar nicht damit befassen.“

„Versteh' mich recht, Freund und Gönner, ich meine nicht etwa, daß die Stylistik an sich so große Schwierigkeiten darbietet — o damit, glaub' ich, würde auch ich leicht fertig werden, aber an Stoff würd' es mir fühlen. Die Erfindung und Zusammenstellung dieser vielen spannenden, sich tausendfach kreuzenden und verwebenden Begebenheiten und piquanten Situationen, die Entwickelung und Lösung des Knotens, die Handlung, mit einem Wort — wo Du die hernimmst, das begreife ich nicht. — Sieh', ich will es Dir nur gestehen, ich hab' es mit dem Romanschreiben auch 'mal versuchen wollen. Ich begann natürlich damit, über einen Stoff nachzugrübeln. Drei Wochen lang marterte ich mein Gehirn, tausend Dinge fielen mir ein, aber untersuchte ich es genauer, so fand sich's, daß sie alle schon tausendmal da gewesen waren, und etwas Neues ersann ich nicht. Ich wurde ärgerlich, ich wüthete gegen mich selbst, ich zerzauste mir die Haare, ich schalt mich einen Esel, einen Hornochsen, ich rannte wie ein Besessener umher, ich tobte! Endlich wurde ich krank, ich fieberte, die Leute hielten mich

für verrückt, meine besten Freunde wichen mir scheu aus, meine Wirthin kündigte mir die Wohnung — einen Stoff aber fand ich nicht. Da gab ich denn das Romanschreiben wieder auf, ehe ich es noch angefangen hatte, und bald dachte ich gar nicht mehr daran. Neulich aber las ich nun Deinen Roman „Wenn der Frühling kommt," und da wär' ich beinahe von Neuem närrisch geworden. Ich will Dir nicht schmeicheln, Alter, aber Du hast wirklich eine erstaunliche Erfindungsgabe; das geht Alles Schlag auf Schlag, eine erschütternde Scene drängt die andere, man kommt gar nicht zu Athem. Sieh', da hab' ich mich denn gefragt: Wie in aller Welt Gottes macht es denn dieser Teufelskerl, der Adolf? Und warum ist dir, du Holzkopf, nicht Aehnliches eingefallen?"

„Höre, Becker," sagte Adolf, indem er sich, jetzt vollständig angekleidet, mit einer äußerst vornehmen Miene neben dem Sopha auf einen Stuhl niederließ, „das Alles ist kinderleicht, das heißt, wenn man es nur richtig anzufangen weiß. Aber freilich, so wie Du es machen wolltest, geht es nicht. Man legt sich nicht, bevor man zu schreiben beginnt, einen Stoff zurecht, nein, man schreibt, und während des Schreibens gestaltet sich der Stoff ganz von selbst."

„Was?" rief Becker, die Augen weit aufreißend.

„Während des Schreibens, sagst Du? Aber, zum Henker, wie kommt man denn überhaupt zum Schreiben, wenn man doch gar nicht weiß ———"

„Nun, einen Anknüpfungspunkt muß man allerdings haben."

„Wenn man nun aber keinen hat?"

„Er ist leicht gefunden, wie Du sogleich sehen wirst. Nimm diesen alten Cylinderhut." Adolf reichte dem Freunde einen solchen, den er unter dem Schreibpult hervorgeholt hatte.

„Was thu' ich denn mit dem Hut?" fragte Becker verwundert.

„Du siehst, daß er voll von kleinen Papierstreifen ist."

„Ja, das seh' ich."

„Nun, so nimm einige heraus und lies, was darauf steht."

Becker that es. Er las: „Im alten Hause," „Ein heimlicher Feind," „Die Rache," „Drei Verbündete," „Der Kampf," „Nächtliche Flucht," „Der Meuchelmord," „Eine geheimnißvolle Warnung," „Furchtbare Enthüllungen," „Der Brief," „Verzweiflung," „Der blinde Bettler."

„Ja, so könnt' ich bis heute Abend fortfahren," brummte er kopfschüttelnd, „aber der Geier soll mich

holen, wenn mich das auch nur im geringsten klüger macht."

„Laß Dir die Sache erklären," sagte Adolf in belehrendem Tone. „Du willst einen Roman schreiben. Du hast keine Ahnung davon, was er enthalten soll; aber Du hast einige Hundert Zettel geschrieben, wie diese hier. Du greifst nun in den alten Hut oder den Blumentopf, worin sie liegen, nimmst auf's Geradewohl zwei oder drei heraus, legst sie vor Dich hin, tauchst die Feder ein, schreibst die Worte, die auf den Zetteln stehen als Ueberschrift des ersten Kapitels hin, und beginnst dann ohne das mindeste Bedenken Deinen Roman. Wie lauteten die drei letzten Zettel?"

„Der Brief, Verzweiflung und der blinde Bettler."

„Gut, nehmen wir an, Du hättest diese gezogen. Dein Roman fängt also mit einem Brief an. In dem Briefe drückt ein junger Mann der Geliebten seine Verzweiflung aus. Du beginnst also zum Beispiel folgendermaßen: „Ach, Therese! die Kraft geht mir aus — welch ein fürchterlicher Schlag — meine Thränen fließen — nichts bleibt mir als Verzweiflung!" — Wenn Du nun diese wenigen Worte geschrieben hast, und nicht aller Phantasie baar bist, so stehe ich Dir dafür, daß Du auch, zumal von dem blinden Bettler geführt, weiter kommen wirst. Hast

Du aber erst die Hälfte des Briefes geschrieben, dann wird es Dir schon so ziemlich klar geworden sein, was er denn eigentlich enthalten soll. Der Anfang ist gemacht, Deine Einbildungskraft ist in eine bestimmte Bahn gelenkt, sie kann nicht mehr auf tausend Kreuz- und Querwegen abirren, sie muß sich mit dem verzweifelnden Ottomar und der händeringenden Therese beschäftigen, irgend eine kleine Zufälligkeit, die sich, Du weißt selbst nicht wie, während des Schreibens eingeschlichen hat, bietet neue Anhaltspunkte, und zu Deiner Verwunderung befindest Du Dich unversehens in einem Labyrinth von Situationen und Verhältnissen, an die Du nicht im entferntesten gedacht hättest, wäre Dir der Cylinderhut mit den Zettelchen nicht zu Hülfe gekommen."

„Beim Himmel!" rief Becker, „jetzt wird mir endlich das Ding klar!"

„Laß mich Dir ein Beispiel anführen," fuhr Adolf fort, „aus welchem Du die Vortrefflichkeit meiner Methode noch deutlicher erkennen wirst. Ich wollte gestern Morgen ein neues Kapitel anfangen. Ich hatte über den Inhalt nicht nachgedacht — ich thue das nie. Ich griff nach meinem Hut und zog einen Zettel heraus. Auf dem Zettel stand: Der Luft-

ballon. Nun gesteh' ich Dir, daß mich dieser Luftballon ein wenig stutzig machte."

„Das kann ich mir lebhaft vorstellen, Bruderherz."

„Ich wußte im ersten Augenblick wahrhaftig nicht, was ich damit anfangen sollte."

„Hättest Du denn nicht einen andern Zettel ziehen können?"

„O bewahre! das fiel mir gar nicht ein. Ich sann ein wenig nach, und siehe da, der Luftballon verhalf mir zu einer der reizendsten Episoden meines Romans."

„Bitte, erzähle mir das."

„Recht gern. Der junge Fürst von Serda, eine meiner Hauptpersonen, liebt die schöne Baronin Clairville, sowie diese ihn. Alonso Flores, ein Roué, ein Wüstling, der gleichfalls die Baronin liebt, aber von dieser verabscheut wird, strebt drei ganze Bände hindurch dem glücklichen Nebenbuhler nach dem Leben. Er hat ein Pistol auf ihn abgefeuert, doch ihn nur leicht verwundet; er hat ihn von einer steilen Klippe in die tosende Brandung gestürzt, der Fürst ist wie durch ein Wunder gerettet worden; Alonso hat Nachts das Haus, in welchem der Fürst schlief, in Brand stecken lassen, der Fürst ist dem Flammentode entronnen; er hat endlich zahlreiche Meuchelmörder ge-

dungen, den Fürsten zu erdolchen, doch dieser hat sie alle entwaffnet und getödtet."

„Dein Fürst kann von Glück sagen, mein Lieber!"

„Höre weiter. Alonso Flores hat die Spur des Verhaßten verloren. Er irrt planlos umher, immer hoffend, sie durch einen günstigen Zufall wieder aufzufinden und endlich seinen Rachegrimm in dem Blute des Fürsten zu kühlen. So kommt er eines Tages nach der großen Stadt D. Kaum hier angelangt, erfährt er, daß ein Aëronaut im Begriff steht, sich zwanzigtausend Fuß hoch in die Luft zu erheben. Man sagt ihm, daß der Luftschiffer Passagiere mitnimmt, und daß sich bereits ein solcher gemeldet hat. Alonso, der schon lange gewünscht hat, eine Luftfahrt zu machen, faßt schnell seinen Entschluß. Er begiebt sich nach dem ihm bezeichneten Platz, bahnt sich einen Weg durch die dichtgedrängte Menge und springt in dem Moment, da man die den Ballon niederhaltenden Stricke löst, in die Gondel. Es war auch keine Secunde zu verlieren, denn schon hebt sich der Ballon, und höher und immer höher, über die Dächer, über die Thurmspitzen hinweg nimmt er seinen erhabenen Flug. Der donnernde Zuruf der Menge drunten verhallt wie das dumpfe Rollen eines schnell sich entfernenden Bahnzuges, ein eisigkalter Zugwind durch-

schauert die verwegenen Luftschiffer, ein ängstliches, drückendes Gefühl preßt ihnen die Brust zusammen. Alonso Flores hat bebend die Augen geschlossen, er ist wie betäubt. Doch er wird seiner Beklemmung Herr, er blickt um sich — und wen sieht er nun, kaum eine Armeslänge von sich entfernt? — den Fürsten Serda!"

„Ha, das packt!"

„Schon schießt der pfeilschnell emporsteigende Ballon durch die Wolken, schon ist tief drunten die Erde in bläulichem Dunst dem Auge beinahe entschwunden, schon ist das Athmen in der immer dünner werdenden Luft auf's äußerste erschwert — Alonso achtet nicht darauf, er hat vergessen, wo er sich befindet, sein einziges Gefühl ist bitterer, unversöhnlicher Haß, sein einziger Gedanke ist der, den Feind zu vernichten!"

„Donnerwetter, wird das spannend!"

„Er zieht den Dolch, wirft sich mit der Wuth eines hungrigen Tigers auf den Fürsten — sie ringen mit einander — dem Fürsten gelingt es, dem Rasenden den Dolch zu entwinden, doch Alonso ist der Stärkere, er..."

„Aber der Luftschiffer?"

„Der Luftschiffer will die Kämpfenden trennen,

aber es gelingt ihm nicht, denn fürchterlich schwankt die Gondel hin und her und droht alle Augenblicke umzuschlagen. Mit Riesenstärke hebt Alonso den unglücklichen Fürsten empor, dieser klammert sich mit der Kraft der Verzweiflung an ihn an, denn nicht allein, nur mit dem Feinde zugleich will er sterben; doch Alonso befreit sich von seinem krampfhaften Griffe, einen Augenblick schwebt der Fürst über dem Rande der schaukelnden Gondel — ein gräßlicher Schrei, der in dem unendlichen Luftmeere keinen Widerhall findet — und Alles ist vorbei!"

„Nun, diesmal hat also doch Alonso Flores dem Fürsten das Garaus gemacht," sagte Becker tief aufathmend.

„Mit nichten," entgegnete Adolf, indem er ganz in der Manier junger Grafen mit dem Daumen und Zeigefinger den Schnurrbart drehte.

„Wie?" rief Becker erstaunt. „Er ist aus den Wolken gefallen und nicht zu Brei gequetscht worden?"

„Er ist eben gar nicht gefallen, mein Bester."

„Na, da hört doch wahrhaftig Alles auf!"

„Die Sache ist ganz einfach. Der Fürst hat im Fallen einen Strick ergriffen, der von der Gondel herunterhängt; an diesem hält er sich fest. Der Luftschiffer weiß dies, denn wäre der Ballon um das

Gewicht eines Menschen leichter geworden, so hätte er plötzlich weit schneller steigen müssen; doch der Ballon ist nicht schneller gestiegen. Was thut nun der Luftschiffer? Er läßt schnell noch andere Stricke hinab, an welchen er zuvor Schleifen angebracht hat. Er kann das ungehindert thun, denn Alonso Flores, der nach dem furchtbaren Kampf in völlige Apathie versunken ist, sieht und hört nichts mehr. Der Fürst aber erfaßt behende die Stricke, steckt die Füße in die Schleifen, gewinnt dadurch eine leidlich bequeme Stellung — und, kurz und gut — er ist gerettet. Ueber das Wie geh' ich möglichst schnell hinweg, es bedarf da nur ganz kurzer Andeutungen. Auch erfährt es der Leser natürlich erst, nachdem der Ballon wieder zur Erde gelangt ist, wo der Fürst Serda dem verdutzten Alonso Flores auf's Neue entgegentritt."

„Freund!" rief Becker in höchster Ekstase, indem er vom Sopha aufsprang und Adolf die Hand reichte, „nimm meinen Dank für die werthvollen Winke, die Du mir ertheilt hast. Auf mein Wort, Du hast mich ganz nüchtern gemacht, kaum brauch' ich jetzt noch einen Hering zu essen. Mein Gesichtskreis hat sich wie durch einen Zauberschlag in's Unendliche erweitert, und ich fühle ein mächtiges Gelüst in mir, es mit Deiner Methode zu versuchen. Erlaube mir

übrigens die Bemerkung, daß das mit dem Luftballon nicht neu ist, denn wenn ich nicht irre, hat Adalbert Stifter ..."

„Ich weiß es," unterbrach ihn Adolf, „durchaus neu ist überhaupt nichts mehr."

„Könntest Du den Luftballon nicht durch eine Taucherglocke ersetzen?"

„Nun, das läßt sich hören. Ich will darüber nachdenken."

Viertes Kapitel.

Der Herr von Kwilezki trifft einen Bekannten. Straßenlärm, alte Erinnerungen und neue Zwistigkeiten.

Der Maler Becker hatte seinem Freunde Adolf erzählt, wie der Herr von Kwilezki am vorhergehenden Abend bei dem Hauptmann Rautenberg im Hazardspiel erst ein Beträchtliches verloren, dann aber, nachdem er eine schwere Rolle Gold hervorgezogen und eine neue Bank aufgelegt, den Verlust mehr als ersetzt habe. Dem Grafen Arnstein jedoch, bei dem wir im zweiten Kapitel Kwilezki sahen, hatte dieser gesagt, daß ihn in seiner Wohnung Jemand erwarte, mit dem er Wichtiges zu besprechen habe. Wir dürfen hieraus jedenfalls den Schluß ziehen, daß ein Hazardspiel bei dem Hauptmann Rautenberg für Kwilezki mehr Reiz hatte, als eine Partie Whist mit dem Grafen und Fräulein Bärnklau. Hören wir nun,

was dem Herrn von Kwilezki begegnete, nachdem er spät in der Nacht das Haus des Hauptmanns verlassen hatte.

Er verließ dieses nicht allein; die sämmtlichen Herren, die hier versammelt gewesen waren, gingen zugleich mit ihm fort. Alle waren durch das Spiel und den reichlich genossenen Wein mehr oder weniger erhitzt, und sie bekundeten dies zur Genüge in Worten und Geberden; nur Kwilezki allein war ruhig und besonnen, nüchtern und schweigsam wie immer. Um so weniger mochte ihm das aufgeregte Wesen der Uebrigen zusagen, und er trennte sich schon an der nächsten Straßenecke von ihnen.

Er durchschritt nun mehrere enge Gäßchen, in welchen jene tiefe, nächtliche Ruhe herrschte, die gegen das rastlose, geräuschvolle Treiben, das am Tage die großen Städte belebt, so unheimlich absticht. Nur einzelne spätere Wanderer, die gleich ihm ihrer Behausung zueilten, huschten schnell an ihm vorüber. Daß ihm vom Hause des Hauptmanns ein Mann in stets gleicher Entfernung gefolgt war, hatte er nicht bemerkt.

Der Herr von Kwilezki bog, nachdem er eine ziemliche Strecke zurückgelegt hatte, wieder in eine der Hauptstraßen ein. Hier tönte ihm ein wirres Durch-

einander von Stimmen entgegen. Er schritt weiter. In einem großen, festlich erleuchteten Hôtel war ein Ball. Aus den geöffneten Fenstern scholl die rauschende Musik, durch die vom Luftzuge bewegten Vorhänge hindurch sah man die tanzenden Paare, leichten Schatten gleich, vorüberschweben. Vor dem palastähnlichen Hause aber hielt eine lange Reihe von Equipagen, die fast gänzlich die Straße sperrten. Die hier harrenden Kutscher und Bedienten, sowie zahlreiche Nachtschwärmer, die sich ihnen angeschlossen hatten, waren es, die sich so laut und lärmend unterhielten. Unter den letzteren befanden sich auch einige Dirnen, die einen Tanz auf dem ebenen Trottoir mit den galanten Herren von der Livrée nicht verschmähten.

Kwilezki wollte sich Bahn machen, aber dies war keine leichte Aufgabe, und jeden Augenblick wurde er in dem dichten Gewühl aufgehalten. Da erscholl neben ihm der Ruf: „Meine Uhr! Man hat mich bestohlen! Haltet den Dieb, haltet ihn!" Kwilezki stand still und sah sich um. Ein ärmlich gekleideter Mann suchte sich, indem er rechts und links mit den Ellbogen Püffe austheilte, durch die Menge hindurchzuarbeiten. Ein Frauenzimmer aber, das er zu unsanft berührt haben mochte, kreischte laut auf und

schrie noch eifriger als der Bestohlene: „Haltet den Dieb! Hier ist er — hier!“

Im Nu hatten zwei handfeste Burschen denjenigen gepackt, den sie irriger Weise für den Dieb hielten, weil er so große Eile an den Tag legte, sich aus dem Menschenknäuel herauszuwinden. Dieser aber, obgleich ein kleiner, schmächtiger Mann, wehrte sich kräftig und muthvoll gegen seine Angreifer, und vielleicht wäre er ihnen entwischt, wenn sich nicht noch mehrere Andere auf ihn geworfen hätten.

Diese stürmische Scene spielte unmittelbar unter dem hellen Schein einer hochlodernden Pechfackel, und somit konnte Kwilezki die Züge des vermeintlichen Diebes, als dieser während des heftigen Ringens auf einen Moment sein Gesicht ihm zuwandte, deutlich sehen. Kaum aber hatte er einen flüchtigen Blick auf dieses hagere, blasse, scharf markirte Gesicht gerichtet, als er blitzschnell zwischen die sich Balgenden sprang und den Beiden, welche jenen hielten, ein paar so wohl gezielte und kraftvoll geführte Hiebe versetzte, daß sie zurücktaumelten und ihren Gefangenen losließen. Im nämlichen Augenblick schon hatte Kwilezki diesen am Arm erfaßt und mit sich fortgerissen. Doch der Kampf war damit nicht zu Ende. Der eine der so hart Getroffenen hatte sich schnell

wieder aufgerafft und stürmte nun mit einem Schrei des wildesten, unbezähmbarsten Ingrimms auf denjenigen ein, der es gewagt hatte, ihm Gewalt anzuthun. Auch viele der Uebrigen zeigten nicht die mindeste Lust, ein so unerwartetes Einschreiten geduldig zu ertragen.

„Wer ist der geschniegelte Junker?" schrie Einer. „Wohl auch so ein langfingeriger Schurke!" brüllte ein Zweiter. „Nieder mit dem Halunken! Zur Hölle mit den Taschendieben! Drauf Kameraden, mir nach!" riefen ein Dritter und Vierter. „Verdamm' meine Augen, wenn ich dem Hund nicht den Schlag zurückgebe!" kreischte racheschnaubend der Verwundete dazwischen, von dessen Stirn ein dunkelrother Blutstrom herabrieselte. Von Secunde zu Secunde steigerte sich der betäubende Lärm, und von allen Seiten drang die wüthende Rotte auf die zwei Verbündeten ein. Man hätte denken sollen, daß diese so gut wie gar keinen Widerstand zu leisten vermocht hätten, doch dies war keineswegs der Fall. Kwilezki führte eine furchtbare Waffe, ein dünnes, biegsames spanisches Rohr nämlich, das mit einem gewichtigen Bleiknopf versehen war, und er handhabte diese Waffe mit einer solchen Energie, Kraft und Behendigkeit, und theilte damit so gewaltige Hiebe aus, daß er

seine Angreifer, so viele ihrer auch waren, doch von sich abwehrte. Dabei glühte in seinem Auge ein so kühner, herausfordernder Trotz, eine solch' unbeugsame, nichts scheuende Entschlossenheit, daß Mancher, der soeben noch unter prahlerischen Drohungen sich an ihn herangedrängt hatte, wieder furchtsam zurückwich, sobald er nur seinem Blick begegnete.

So war es denn dem Herrn von Kwilezki und seinem Alliirten, der mit kaum geringerem Muthe um sich schlug, gelungen, eine Strecke weit längs der Häuserreihe hin ihren Rückzug zu bewerkstelligen. Aber nun zeigten sich in geringer Entfernung mehrere Polizeidiener, die sich durch die Menge drängten, um an sie heranzukommen. Auch ihnen offenen Widerstand zu leisten, wäre zu gewagt gewesen, und die Lage der Beiden wäre in hohem Grade bedenklich geworden, wenn nicht, durch den Lärm herbeigelockt, eine Schaar von betrunkenen Schwelgern unter wildem Jauchzen und Schreien aus einer nahen Schenkstube hervorgebrochen wäre und sich ungestüm zwischen die Bedrängten und ihre Feinde geworfen hätte. Die ersteren benutzten mit großer Geistesgegenwart diesen günstigen Umstand, schlüpften behende zwischen den dichtgedrängten Wogen hindurch, gewannen die andere Seite der Straße und ergriffen nun, da sie

hier ziemlich freie Bahn hatten, eiligst die Flucht. Und in der That, Eile that noth; denn schon hatten Mehrere sie erspäht, die ihnen unter dem wiederholten Rufe: „Haltet die Diebe!" nachsetzten. So ging es eine ziemliche Strecke weit fort.

Plötzlich aber bog Kwilezki, indem er seinem Genossen zurief, ihm zu folgen, in einen offenen Thorweg ein, rannte über einen langen schmalen Hof und sprang eine steinerne Treppe hinauf, die sich in einem engen Winkel zwischen hohen Mauern befand und in der hier herrschenden Finsterniß von solchen, die mit der Localität unbekannt waren, nicht leicht gesehen werden konnte. Das Haus, in welchem sie sich jetzt befanden, war eines jener sogenannten Durchhäuser, die zwei gleichlaufende Straßen mit einander verbinden und in manchen großen Städten häufig sind. Die Verfolger, welche die Entflohenen aus den Augen verloren hatten, mochten glauben, daß sie durch den entgegengesetzten Thorweg entkommen seien, denn sie stürmten unaufhaltsam diesem zu. Die Verfolgten aber waren jetzt in Sicherheit.

Kwilezki führte seinen keuchenden Begleiter in einen langen Gang, den mehrere andere Gänge kreuzten. Er bog bald rechts, bald links ab, ging bald treppauf, bald wieder treppab, gelangte in andere

Corridore und vertiefte sich immer mehr in ein wahres Labyrinth von Räumlichkeiten, in welchen es ohne die genaueste Ortskenntniß schlechterdings unmöglich gewesen wäre, sich im Dunkeln zurechtzufinden.

Endlich stand Kwilezki still, zog einen Schlüssel hervor und öffnete eine Thür. Das Gemach, in welches er und sein Genosse nun eintraten, war eben so finster, wie die Gänge draußen, doch Kwilezki trat an einen mitten im Zimmer stehenden Tisch, suchte und fand einen dort befindlichen Streichholzbehälter, zog dann einen über dem Tisch in Ketten hangenden Kronleuchter herab, und im Nu schlug aus diesem eine blendend helle Gasflamme hervor.

Sein Gefährte blickte sich verwundert um. Es war ein großer, reich ausgestatteter und offenbar zur Aufnahme vieler Gäste bestimmter Saal, in welchem sie sich befanden. Die Wände waren mit kostbaren Damasttapeten versehen, die Fenstervorhänge waren von schwerem Seidenstoff und glichen in der Farbe den Tapeten, nur daß sie dunkler waren. Zwischen den Fenstern hingen prachtvolle Spiegel, unter welchen Consolen mit Platten von weißem Marmor angebracht waren. In zwei geschmackvoll decorirten, nischenartigen Vertiefungen sah man üppige Ottomanen, und vor den Thüren wallten faltenreiche Portièren

herab. Der sehr große Tisch, der die Mitte des Saales einnahm, war mit einem ringsum bis an den Fußboden reichenden grünen Teppich bedeckt. Um den Tisch standen eine Menge Stühle.

Betrachten wir uns nun den Mann, der sich durch einen so sonderbaren Umstand hier eingeführt sah. Er mochte fünfzig Jahre zählen, seine Gestalt war klein und hager, sein Gesicht auffallend blaß, eingefallen und stark markirt. An den Schläfen und im Nacken hing ihm das silbergraue Haar in langen, dünnen Locken herab, sein Scheitel aber war beinahe kahl. Seine Kleidung endlich war mehr als ärmlich, und jetzt noch dazu in Folge der eben stattgehabten Balgerei in der äußersten Unordnung.

Beim Anblick dieses Mannes drängte sich Einem unwillkürlich der Gedanke auf, daß er einst bessere Tage gekannt habe und nur durch spätere Ungunst des Schicksals so tief herabgekommen sei; denn trotz seines zerlumpten Zustandes lag doch in seiner Haltung und seinen Manieren, in seinem Mienenspiel und dem Blick seiner eingesunkenen Augen jenes unvertilgbare Etwas, das nur eine sorgfältige Erziehung, die Entwickelung des Geistes und der Umgang mit gebildeten Menschen verleihen können, und das selbst

noch in dem Bettler den früheren Gentleman errathen läßt.

Kwilezki und sein Gefährte standen sich schweigend gegenüber; noch hatten sie kein Wort mit einander gewechselt.

„Ein allerliebster Schlupfwinkel," begann endlich der letztere mit einem halb wehmüthigen, halb spöttischen Lächeln, indem er sich noch immer in dem prachtvollen Saale umsah, „in der That ein allerliebster Schlupfwinkel, Joseph, und gewiß auch ein solcher, der, wie jener frühere in Wien, Deinen geheimen Zwecken dient."

Kwilezki schien diese Bemerkung überhört zu haben, wenigstens schenkte er derselben nicht die mindeste Beachtung.

„Ich hatte gehofft, Merkmann," sagte er kalt und ruhig, indem er sich auf einen der Stühle niederließ und mit einer Handbewegung seinen Gast aufforderte, das Gleiche zu thun, „ich hatte gehofft, daß Du meine Warnung beherzigen und nicht in die Stadt kommen würdest; Du siehst nun, welchen Gefahren Du hier ausgesetzt bist. Wär' ich Dir nicht rechtzeitig zu Hülfe gekommen — — —"

„Beanspruchst Du dafür einen Dank, Joseph?" fiel ihm der Andere in's Wort. „Deine Hülfeleistung

kann ich, aufrichtig gesagt, nicht sehr hoch anschlagen, da sie wohl kaum ganz uneigennützig war."

„Denke darüber, wie Du willst, und wenn ich bitten darf, laß dieses Gespräch nicht zu lange dauern, denn es ist schon spät in der Nacht. Was hat Dich bewogen, hierher zu kommen, Merkmann?"

„Die bittere Noth."

„Du versprachst mir indeß ———"

„Ich versprach Dir nichts. Unsere neuliche Unterredung wurde unterbrochen, ehe ich noch Zeit gehabt hatte, Dir Alles zu sagen. Aber ich will, ich muß Dir Alles sagen, und ich kam hierher, Dich aufzusuchen. Es war schwer, Dich zu finden, denn Deine Wohnung konnte ich aus guten Gründen nicht erfragen, ich mußte sie auskundschaften. Endlich gelang mir dies. Ich war diesen Abend dort, doch der Herr von Kwilezki war nicht zu Hause. Ich durchstreifte nun planlos die Stadt nach allen Richtungen. Da sah ich Dich zufällig — es war schon ziemlich spät — in der Neugasse. Ich verdoppelte meine Schritte, um Dich einzuholen, doch Du gingst in ein Haus. Ich faßte vor diesem Hause Posto, fest entschlossen, nicht vom Fleck zu weichen, bis Du wieder herauskämest. Mehrere Stunden hab' ich war-

ten müssen; da erschienst Du endlich in Begleitung einiger anderer Herren, und ich folgte Dir."

„Du folgtest mir?"

„Ich folgte Dir in einiger Entfernung. In der Paulsstraße aber wurde ich durch das Gedränge aufgehalten und verlor Dich aus den Augen. Ich wollte mir mit Gewalt durch die Menge Bahn machen, um Dich einzuholen; da entstand der Höllenlärm, der uns wieder vereinigte."

„Und nun, Merkmann, da Du mich gefunden hast, was verlangst Du von mir?"

„Wahrhaftig keine Gunst, Joseph — o Du wärest der Letzte, den ich um eine solche anspräche — nur mein Recht fordere ich."

„Dein Recht? Von mir? Erkläre mir das gefälligst."

„Ich werde klar und verständlich reden, Joseph, verlaß Dich darauf. Als ich vor achtzehn Jahren in's Unglück gerieth, gewährte mir mein schändlich hintergangener Principal, der ungern zum Aeußersten schritt, drei Tage Zeit, die unterschlagenen Summen zu erstatten. Du weißt, daß — — —"

„Aber warum denn wieder auf diese alten Geschichten kommen?" unterbrach ihn Kwilezki. „War ich etwa an Deinem Unglück Schuld?"

„Dessen klage ich Dich nicht an, Joseph; nein, mein grenzenloser Leichtsinn, meine tolle Verschwendungssucht, jene glühende Leidenschaft endlich, die alle meine Gedanken beherrschte und mir Herz und Hirn verwirrte, in der endlich mein Pflicht- und Ehrgefühl unterging — dies waren die Klippen, an denen mein und der Meinigen Lebensglück scheiterte. O Fluch, Fluch über mich Unglückseligen, Verblendeten, der ich mich mit offenen Augen in einen solchen Abgrund stürzen konnte!"

Ueber die eingefallenen Wangen Merkmann's hatte sich, während er keuchend diese Worte hervorstieß, eine flüchtige Röthe verbreitet, seine Augen glühten wie im Fieber, seine ganze Gestalt zitterte und bebte convulsivisch unter der furchtbaren Aufregung, die sich seines Gemüths bemächtigt hatte. Kwilezki dagegen saß in unerschütterlicher Ruhe da, er verzog keine Miene, während sein kalter, stechender Blick fest auf den Unglücklichen geheftet war. Hätte er sich im Theater befunden und auf der Bühne einen kunstgeübten Schauspieler die einstudirte Rolle geben sehen, er hätte sich nicht passiver verhalten können.

„Während jener drei Tage," fuhr Merkmann fort, „die mir mit so großer Schonung zu meiner Rettung gegeben waren, that ich Alles, was in meinen

Kräften stand, um dem Banquierhause den Verlust zu ersetzen und mich und die Meinigen vor Schimpf und Schande zu bewahren. Ich wandte mich an Freunde und Verwandte — es war umsonst. Ich bettelte bei Wucherern, denn ich wollte um jeden Preis Geld auftreiben — es gelang mir nicht. Ich marterte mein Gehirn, um einen Ausweg zu ersinnen, der mir Hülfe und Rettung böte — ich fand keinen. Und doch gab es einen solchen Ausweg, und doch lebte in Wien ein Wesen, das mich hätte retten können und wollen, wenn ich nur ein Wort gesprochen hätte — ein Wesen, an das ich mehr dachte, als an mich selbst, für das mein Herz wärmer schlug, als für meine Frau und meine Kinder."

Abermals schwieg Merkmann, wie um seiner leidenschaftlichen Gefühle Herr zu werden. In der That war der Aufruhr in seinem Innern ein so gewaltiger, daß er ihm fast die Sprache raubte; nur mit Mühe vermochte er die Worte einzeln und unzusammenhängend hervorzupressen. Kwilezki's Züge waren ruhig und kalt, starr und unbeweglich, wie die einer Statue.

„Du kennst diejenige, von der ich rede," hub Merkmann wieder an, „sage, Joseph, war es nicht sonderbar, daß mir in der ganzen langen Zeit von drei qualvollen Tagen und drei schlaflosen Nächten

nie der Einfall kam, mich in meiner harten Bedrängniß an sie zu wenden? Wir liebten uns innig, sie war hochherzig, freigebig bis zum Uebermaß und, sie war reich, sehr reich. Begreifst Du den Stolz, der in mir, dem Elenden, Tiefgesunkenen, noch so mächtig war, daß er selbst im Keim den Gedanken erstickte, ihre so leicht zu erbittende Hülfe anzurufen? Begreifst Du, frag' ich, diesen Rest von Manneswürde, der in mir, dem treulosen Gatten und unnatürlichen Vater, in mir, dem Betrüger und Fälscher, keine Secunde lang die Vorstellung aufkommen ließ, daß im weiten Bereich der Möglichkeiten doch auch diese Möglichkeit liege?"

„Du redest vermuthlich von der schönen Katinka," sagte Kwilezki, indem er eine kostbare Uhr aus der Tasche zog und sie unter verhaltenem Gähnen betrachtete. „Wird dieser elegische Erguß noch lange dauern?" fügte er in trockenem Tone hinzu und steckte die Uhr wieder ein.

Merkmann heftete einen Blick des grimmigsten Hasses auf seinen nicht zu erschütternden Genossen und fuhr, als habe keine Unterbrechung stattgefunden, fort:

„Aber ein Anderer erfaßte den Gedanken, der mir so unendlich fern lag. Dieser Andere nannte sich

meinen besten, meinen treuesten Freund. - Er ging zu Katinka, eröffnete ihr meine entsetzliche Lage, stellte ihr die Gefahr vor, in der ich schwebte, und fragte sie, ob sie meine Retterin sein wolle. — Ob sie wolle! Als ob sie nicht freudig Alles geopfert hätte, was sie besaß, um ein so fürchterliches Schicksal von mir abzuwenden!

„Uebrigens hatte sich dieser Freund erst im letzten Moment an sie gewandt, und die mir eingeräumte Frist war beinahe verstrichen, als sie ihm die Summe einhändigte, die er ihr genannt hatte; es war, beiläufig gesagt, eine weit größere, als die, welche ich zur Deckung der unterschlagenen gebraucht hätte.

„Unter heißen Thränen, wie sie nur die quälende Angst erpressen, unter rührenden Worten, wie sie nur das liebende Herz einer Frau eingeben kann, beschwor ihn Katika — ach, sie konnte ja nicht selbst zu mir eilen — keinen einzigen der kostbaren Augenblicke zu versäumen, von welchen meine Rettung noch abhing. Er verließ sie mit dem feierlichen Schwur, mich, der drohenden Gefahr entrissen, binnen wenigen Stunden in ihre Arme zu führen. — Dies geschah Nachmittags. Am nächsten Morgen erfuhr Katinka, daß ich spät Abends verhaftet worden sei. Den Buben aber, der meine verzweifelte Lage und ihre hochherzige

Freigebigkeit benutzt hatte, um sich eine große Summe Geldes zu erschwindeln, sah sie nie wieder!"

Merkmann hatte sich, während er in immer wachsender Erregung so sprach, von seinem Sitz erhoben. Die Hände auf den Tisch gestützt und sich weit über diesen vorbeugend, starrte er mit flammenden Augen in das kalte, unbewegliche Gesicht Kwilezki's. Dieser hatte die furchtbare Anklage gehört, ohne auch nur mit den Wimpern zu zucken. Nicht die leiseste Veränderung in seinen Mienen verrieth, daß er sich getroffen fühle, nur war aus seinen Wangen alles Blut gewichen, und der feste Blick, mit dem er seinen Gegner maß, war wo möglich noch stechender, als zuvor. Jetzt öffnete er die Lippen, wie um zu reden, doch Merkmann ließ ihm hierzu keine Zeit.

„Noch an jenem Abend," sagte er mit hohler, klangloser Stimme und fast als spreche er zu sich selbst, statt zu dem falschen Freunde, „noch an jenem Abend legte ich im Verhör ein unumwundenes und umfassendes Bekenntniß meiner Schuld ab. Mein Schicksal war hiermit besiegelt. Als ich fünfzehn Jahre später aus dem Zuchthause entlassen wurde, war ich ein Anderer, aber wahrlich kein Besserer geworden. Der Leichtsinn hatte mich hineingeführt, bitterer Menschenhaß und ein dumpfes, grübelndes, grollendes Be-

wußtsein tiefer Erniedrigung begleiteten mich hinaus. Was sollte ich beginnen? Hinter mir lag eine Vergangenheit, von der mich eine Kluft trennte, so tief und schauerlich, wie das Grab, vor mir lag eine Zukunft ohne Ziel und Streben, ohne Wunsch und Hoffnung! An einen ehrlichen Erwerb, das kümmerliche Dasein zu fristen, war nicht zu denken. Selbstmord oder Diebstahl — das war die Wahl, die mir allein offen zu stehen schien. Zu dem ersteren fehlte mir der Muth, zu dem letzteren das Geschick und die Energie. Gram und Krankheit hatten meinen Körper aufgerieben und meinen Geist gelähmt — selbst zum Schurken war ich verdorben! Vielleicht regte sich auch noch immer ein besseres Gefühl in mir, das mich vom Wege des Lasters abhielt — doch wozu davon mit Dir reden?

„Ich schrieb an Katinka. Sie hatte die frühere, glückliche Zeit nicht vergessen und theilte bereitwillig mit mir, was sie besaß. Aber ach, es war nur wenig, was sie geben konnte, denn auch sie war von harten Schicksalsschlägen getroffen worden. Man hatte sie hintergangen und beraubt, und ihr Reichthum war bis auf ein Geringes zusammengeschmolzen. Vor einem Jahr ist sie gestorben — und mit ihr der letzte Rest von Lebensmuth, der mich noch aufrecht hielt!“

Merkmann sank nach diesen Worten wie vernichtet auf seinen Stuhl zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen; ein krampfhaftes Schluchzen erschütterte seinen abgezehrten Körper. Doch nur von kurzer Dauer war dieser Paroxysmus des Schmerzes, der Unglückliche hob wieder das gebeugte Haupt und heftete einen wüthenden Blick auf Kwilezki.

„Begreifst Du nun," rief er mit vor Zorn bebender Stimme, „wie ich hinter Deine Büberei gekommen bin? Katinka selbst hat sie mir enthüllt! — Du hattest ihr für die empfangene Summe eine Quittung ausgestellt, und diese übergab sie mir. Läugne nun, Schurke, wenn Du kannst!"

„Bist Du endlich fertig?" fragte Kwilezki vollkommen ruhig und mit schneidendem Hohn.

Merkmann gab keine Antwort, und jener fuhr fort:

„Nun, so höre denn, was ich Dir zu erwiedern habe. Du bist entsetzlich aufgeregt, Merkmann, darum will ich Dir Deine Schimpfreden verzeihen. Ich will mich einfach an die Beschuldigungen halten, die Du gegen mich erhebst. Der Schein ist nun freilich wider mich, ich räume es ein; dennoch hätte ich wohl erwarten dürfen, daß Du mich nicht ungehört verdammen würdest. Doch darüber wollen wir nicht reden.

Wenn Du sagst, daß mir Katinka eine Summe Geldes einhändigte, so ist dies richtig. Ich glaube sogar, mich entsinnen zu können, daß ich ihr dafür eine Quittung ausstellte. Wenn Du aber behauptest, daß ich in meinem eigenen Interesse handelte, indem ich sie darum anging, so bist Du im Irrthum, denn nur an Deine Rettung dachte ich. Wollte ich Dich aber retten, was konnte dann natürlicher sein, als das, was ich that? Der Ausweg, den Dir Dein Stolz, Dein Zartgefühl verschloß — mir stand er offen. Ich konnte, um Dich, Deine Frau und Deine Kinder vor Schimpf und Schande und Elend zu bewahren, die Hülfe da suchen, wo sie allein noch zu finden war — ja, ich konnte meine Zuflucht zu Deiner Geliebten nehmen! — Uebrigens wär' es mir fast ergangen wie Dir, erst am letzten Tage der Dir gegebenen Frist kam mir der Gedanke. Ich begab mich nun ohne Säumniß zu Katinka. Sie war, wie ich erwartet hatte, sogleich erbötig, die erforderliche Summe herauszugeben. Aber so viel Geld hat man nicht in der Schublade liegen; es mußten erst Anstalten getroffen werden, es herbeizuschaffen. Zufällig traten einige Hindernisse ein, und die Zeit verstrich. Als ich Dir endlich zu Hülfe eilen konnte, war es zu spät."

„Das lügst Du!“ schrie Merkmann heftig auffahrend.

„Es sind seitdem achtzehn Jahre verflossen,“ entgegnete Kwilezki ruhig und gelassen, „hat Dir Katinka Stunde und Minute angegeben, und hat sich dabei ein kleiner Gedächtnißfehler eingeschlichen, nun, so ist das sehr begreiflich, und ich kann nichts dafür. Meine Quittung — falls Du sie noch hast — — —“

„Ich habe sie, Joseph!“

„Wird das Datum angeben, aber kaum die Stunde, und da Du mir also nicht nachweisen kannst, daß ich die Unwahrheit sage, wirst Du mir, wohl oder übel, Glauben schenken müssen. Es handelt sich hier, wie mich bedünken will, einfach um eine Geldangelegenheit; eine solche wird nicht durch leere Vermuthungen, noch weniger durch beleidigende Worte gefördert, sie erheischt Beweise und will mit Ruhe besprochen sein. Kannst Du Deine Zweifel nicht unterdrücken, so rathe ich Dir, sie zu verschweigen; ich könnte sonst am Ende die Geduld verlieren.“

„Wie?“ rief Merkmann. „Ist denn Deine Schurkerei nicht hinlänglich durch den einen Umstand bewiesen, daß Du Katinka das Geld nicht zurückgabst? Warum thatest Du das nicht, nachdem Du die Ueber-

zeugung gewonnen hattest, daß es nicht mehr zu meiner Rettung dienen konnte?"

„Es wird mir äußerst schwer, mit einem Menschen zu reden, der sich alle Augenblicke von seiner blinden Wuth zu Gemeinheiten hinreißen läßt," sagte Kwilezki in einem etwas weniger ruhigen Tone, „doch ich will kaltblütig bleiben, damit wir zu Ende kommen. Ich ging am folgenden Tage zu Katinka, um ihr das Geld zurückzugeben, sie hatte aber Wien verlassen. Der russische Fürst, der sich ihretwegen ruinirte — sein Name ist mir entfallen — wie hieß er doch gleich? — nun, dieser würdige und vortreffliche alte Herr hatte wohl, wie ich glaube, von Eurem gar zu vertraulichen Umgange Wind bekommen und war mit seiner Schönen über Hals und Kopf davongereist. Lange spürte ich ihr nach, doch vergeblich. Was nun thun? Ihr bis an den Ural oder bis an's Caspische Meer nachzuirren, dazu hatte ich keine Lust, und Deiner Frau konnte ich doch auch nicht wohl mit dem Gelde Deiner Geliebten ein Präsent machen. Oder bist Du der Meinung, daß sie diese Liebesgabe angenommen hätte?"

„Ich bin der Meinung," rief Merkmann in höchster Erbitterung, „daß Alles, was Du mir da sagst, schändliche, niederträchtige Lüge ist. Wärest Du ehrlich

gewesen, so hättest Du das Geld dazu anwenden müssen, meinen schmählich betrogenen Principal zu entschädigen!“

„Aber wäre Deine Ehre dadurch wieder hergestellt worden, Merkmann? Wäre Dein Bekenntniß dadurch widerlegt worden? Oder konnte es Dein Vergehen gut machen, konnte es Deine Strafe mildern, daß die Maitresse eines russischen Millionärs dem Betrogenen seinen Verlust ersetzte? Sei doch vernünftig, Merkmann; Dein Gehirn ist erhitzt, Du weißt nicht, was Du sprichst. Allerdings hab' ich mich dem Banquier Hessenberg gegenüber einer Unterlassungssünde schuldig gemacht; aber darfst Du mir das zum Vorwurf machen, Du, der Du diesen nämlichen Mann eine lange Zeit hindurch systematisch ausgeplündert hast?“

Merkmann knirschte in stummer Wuth mit den Zähnen. Ein marterndes Gefühl seiner Ohnmacht drückte ihn zu Boden, und er gestand sich, daß, falls er von Kwilezki etwas erlangen wolle, er seine Sprache und sein Benehmen mäßigen müsse. Die Spannkraft seines entnervten Geistes hatte ohnedies schon etwas nachgelassen, und obwohl er noch immer fest überzeugt war, daß Kwilezki wie ein Schurke an ihm gehandelt habe, so wich doch mehr und mehr sein Groll,

und er richtete alle seine Gedanken darauf, aus der ruchlosen That des Andern den möglichst größten Gewinn zu ziehen, der für ihn zu hoffen stand.

„Was thatest Du mit dem Gelde?“ fragte er finster.

„Ei nun, als ich sah, daß es Dir nicht mehr zu gute kommen konnte, verwandte ich es zu meinem eigenen Nutzen. Ich befand mich damals gerade in einer argen Klemme, und Noth kennt kein Gebot, wie Niemand besser weiß, als Du, Merkmann.“

„Du wirst einräumen, Joseph, daß ich auf dieses Geld Anspruch habe.“

„Hm, es ließe sich hiergegen Vieles einwenden. Das Geld war für einen genau bezeichneten Zweck bestimmt. Da dieser Zweck nicht erreicht werden konnte, hätte es der Geberin wieder zur Verfügung gestellt werden müssen. Aber dies war ja unmöglich. Was ich nun that oder nicht that, darüber bist Du nicht Richter. Mittlerweile ist die Geberin gestorben, sie hat keine anderweitigen Dispositionen getroffen, also wären es nur ihre Erben — — —“

„Ich bin ihr Erbe,“ rief Merkmann, „ich bin, wenigstens was diese Summe betrifft, ihr Erbe. Katinka hat vor ihrem Tode hierüber ein rechtsgültiges Document ausfertigen lassen, in dessen Besitz ich mich befinde.“

„Ei, was Du sagst, Merkmann," entgegnete Kwilezki mit einem ungläubigen Lächeln, „es würde mich interessiren, dieses werthvolle Document zu sehen. Du solltest es wohl nicht zufällig bei Dir haben?"

„Nein, Joseph, ich hab' es nicht bei mir und werde mich überhaupt wohl hüten, es Dir unter vier Augen vorzulegen. Willst Du es sehen, nun gut, das kann geschehen, aber — vor Zeugen."

Die bisher so streng beobachtete Selbstbeherrschung Kwilezki's begann zu wanken. Seine Brauen zogen sich drohend zusammen, ein leises Zucken bewegte seine Stirnmuskeln. Plötzlich erhob er sich und trat dicht vor Merkmann hin.

„Wo will dies Alles hinaus?" fragte er in hartem, barschem Tone. „Sag's klar und deutlich, was erwartest, was verlangst Du von mir?"

„Ich erwarte und verlange, daß Du mir die dreißigtausend Gulden auszahlst, die Du in meinem Namen empfangen hast," antwortete Merkmann mit Festigkeit.

„Dann erwartest und verlangst Du Unmögliches. Ich befinde mich nicht in der beneidenswerthen Lage, über solche Summe verfügen zu können."

„Und ich befinde mich leider nicht in der Lage, auf ein Vermögen von dreißigtausend Gulden verzichten zu können. Doch beruhige Dich, Joseph, ich werde kein

gar zu harter Gläubiger sein; o nein, wir werden uns über die Zahlungstermine und die Größe der Raten verständigen."

„Meinst Du?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Und wenn ich mich nun weigerte, Dir auch nur einen einzigen Kreuzer zu geben — welche Zwangsmaßregeln könntest Du gegen mich in Anwendung bringen?"

„Ei nun, ich würde auf gerichtlichem Wege meine Forderung geltend machen."

„Du würdest Dich an die Gerichte wenden — Du — in dieser Sache?"

„Ja, ich! Was ich verbrochen, das hab' ich gesühnt, und ich stehe nicht weniger als jeder Andere unter dem Schutze der Gesetze, weil ich einst gegen sie gesündigt habe. Was hätt' ich zu scheuen, wenn diese Sache zu gerichtlicher Entscheidung käme? Den Verlust meines guten Leumunds, meiner Ehre etwa? Pah! mag meinetwegen die alte Geschichte von Neuem aufgerührt werden, mag sie wieder einmal die Runde durch alle Zeitungen machen — ich habe nichts dabei zu verlieren, ich bin unabhängig wie Keiner, denn ich stehe auf dem freien Boden der Schande! — Mit Dir ist es schon anders. Du hast doch wenigstens

noch immer den Schein zu bewahren gewußt, und wenn auch verdammt wenig Gutes dahinter steckt, dieser Schein ist doch das Capital, von welchem Du lebst. Nun sage selbst: auf wessen Seite sind die ungünstigsten Chancen, auf meiner oder auf der des Herrn von Kwilezki?"

Kwilezki mußte sich offenbar alle Mühe geben, seinen immer heftiger aufwallenden Zorn zu bewältigen; aber je mehr sich seine Gemüthsbewegung steigerte, desto ruhiger wurde Merkmann. Sie schienen die Rollen gänzlich gewechselt zu haben.

„Was Du da sagst, Merkmann," rief Kwilezki erbost, „wäre bis zu einem gewissen Grade vernünftig und richtig, wenn ich das Geld besäße, um das es sich hier handelt. Ich besitze aber so gut wie gar nichts, und so würde Dir eine gerichtliche Entscheidung keinen Gewinn bringen — Du müßtest es denn für einen Gewinn halten, mir geschadet zu haben."

„Ah, Du räumst also ein, daß ich Dir schaden könnte? Schon diese Einräumung ist für mich ein großer Gewinn, denn ich hatte auf sie gerechnet, ja sie bildet so recht eigentlich den Ausgangspunkt und die Richtschnur für das Verfahren, welches ich gegen Dich zu beobachten gedenke. Höre mich ruhig an und schieße nicht so wüthende Blicke auf mich;

wir sprechen ja, wie Du vorhin bemerktest, von Geldangelegenheiten, die kaltes Blut erfordern. — Sieh', Joseph, daß Du nicht reich bist, weiß ich. Indeß giebst Du sehr viel Geld aus. Du hast eine elegante Wohnung, hältst Diener und Pferde, mit einem Wort, Du lebst auf einem großen Fuß. Wie hoch mag nun ein solcher Aufwand hier in der Hauptstadt zu stehen kommen? Sagen wir vier- bis fünftausend Thaler jährlich; das ist doch gewiß nicht zu viel. Nun gut, wenn Du in einem luxuriösen Leben vier- bis fünftausend Thaler verschwenden kannst, so kannst Du Dir auch eine kleine Einschränkung gefallen lassen, um mir, der ich nichts habe und kaum das nackte Leben zu fristen weiß, den zehnten Theil davon zu geben. Also fünfhundert Thaler wirst Du mir jährlich zahlen, es sind nicht einmal die Zinsen von der Summe, die Du mir schuldig bist. Du siehst, daß ich genügsam bin. — Warum stampfst Du mit dem Fuß? Warum schüttelst Du die Fäuste gegen mich? Glaubst Du, daß ich mich durch solche Faxen einschüchtern lasse? O wer dahin gekommen ist, wo ich bin, der fürchtet nichts mehr. Verhalte Dich also ruhig und höre weiter. Du denkst vielleicht, daß Du mir entschlüpfen könntest? Nun freilich, die Welt ist groß und bietet einem Genie wie dem Deinen überall Ge-

legenheit, sich geltend zu machen. Doch gieb jeden Gedanken daran auf, denn von dieser Stunde an werd' ich wie eine Klette an Dir hangen. Hoffe nicht, daß ich in mein Dorf zurückkehren werde; ich weiche nicht von hier. Ich habe mir Deiner Wohnung gegenüber ein bescheidenes Dachstübchen gemiethet, von wo aus ich Dich in aller Bequemlichkeit beobachten kann. Ich werde um Alles wissen, was Du thust und treibst, wie Dein Schatten werd' ich Dir auf Schritt und Tritt folgen, und sollt' ich Dich dennoch auch nur auf einen einzigen Tag aus den Augen verlieren, nun, dann giebt es ja glücklicher Weise Mittel, eines Flüchtlings wieder habhaft zu werden. — Du siehst, daß ich Dir reinen Wein einschenke, Joseph. Du kannst mir geben, was ich nöthig habe, um mich redlich durchzuschlagen; thust Du es nicht, so magst Du die Folgen Dir selbst zuschreiben. Ich bin nicht gesonnen, den Großmüthigen zu spielen und entweder Hungers zu sterben oder im Gefängniß zu verschmachten, wo nicht gar an den Galgen zu kommen, während Du hier oder anderswo als großer Herr im Ueberfluß schwelgst. — Ich bin jetzt fertig und erwarte Deine Antwort."

Zähneknirschend, schäumend vor Wuth war Kwilezki im Zimmer auf und ab gegangen, während Merkmann

sprach. Mehr als einmal hatte er dicht vor diesem Halt gemacht und drohend die geballten Fäuste erhoben, als wolle er ihn zu Boden schmettern. Ein solch' fürchterlicher, dämonischer Zug lag dabei in seinem Gesicht, eine so teuflische Bosheit leuchtete dabei aus seinem düstern Auge, daß es gewiß von Seiten Merkmann's des ganzen Muthes der Verzweiflung bedurfte, um gegen diesen Mann so offen in die Schranken zu treten. Aber freilich, Hunger und Elend achten keiner Gefahr, und der Selbsterhaltungstrieb ist ein tapferer Kämpfer in der Stunde der Entscheidung.

Welch' finstere Gedanken übrigens in Kwilezki's Seele aufgetaucht sein mochten, er drängte sie für jetzt zurück und sagte, indem er sich, äußerlich wieder ruhig, auf einen Stuhl warf:

„Meine Antwort sollst Du haben, Merkmann, ehrlich und unverhohlen. Gegen Mangel will ich Dich schützen, so weit es mir meine Mittel gestatten. Doch sie sind geringer, als Du glaubst. Ich lebe von heute auf morgen und werde von Gläubigern hart gedrängt. Schon längst ist mir dieser Zustand unerträglich, und ich habe an einen Ausweg gedacht, mich demselben auf immer zu entreißen. Gelang' ich an's Ziel, so kann und will ich Deiner Forderung, möge sie nun begründet sein oder nicht, Genüge thun.

Nur laß mir Zeit und hindere nicht die Verwirklichung meiner Pläne durch lästiges Spioniren und Nachschleichen. Man hat hier scharfe Augen und noch schärfere Zungen; würde man ausfindig machen, daß zwischen uns eine Beziehung obwalte, so könnten leicht meine Anschläge vereitelt werden."

„Und diese Anschläge — darf ich sie kennen?"

„Es ist in meinem eigenen Interesse, Dich damit bekannt zu machen, denn Du wirst daraus ersehen, daß nichts mir ferner liegt, als ein Entweichen von hier, und daß es daher auch sehr überflüssig wäre, mir, wie Du drohst, auf Schritt und Tritt zu folgen. So höre denn. Ich habe hier in den höchsten Kreisen Zutritt und stehe namentlich mit zwei der ersten Familien, der des Grafen von Arnstein und der des Barons von Klingsporn, auf vertrautem Fuß. Der Baron hat eine Enkelin, ein junges, schönes und, was die Hauptsache ist, unermeßlich reiches Mädchen. Die Großeltern sind mir gewogen, so auch der Graf Arnstein, der Oheim Clementinens."

„Und Clementine selbst?"

„Ist mir wenigstens nicht abgeneigt."

„Das will nicht viel heißen."

„Es will sehr viel heißen. Sie liebte einen jungen Officier bürgerlichen Standes, einen Lieutenant Voll-

mar. Doch da kamen ihr wiederholt nachtheilige Gerüchte über ihn zu Ohren, er büßte ihre Achtung ein — — —"

„Oho! Du bedienst Dich sauberer Mittel, Joseph."

„Sie hat endlich jeden Gedanken an eine Verbindung mit ihm aufgegeben, zu der übrigens auch ihre adelstolzen Großeltern — sie ist nämlich eine Waise — schwerlich ihre Einwilligung gegeben hätten. Nun ist aber, wie Du weißt, die Hand eines jungen Mädchens, das sich in seiner Hoffnung betrogen sieht, leichter zu gewinnen, als die Hand eines solchen, das noch nie liebte. Die Erstere hat eben nur ihre Hand zu vergeben, während die Letztere zugleich ihr Herz verschenken will, und — — — —"

„Aber woher diese Bescheidenheit, Joseph! Hast Du nicht immer alle Herzen im Sturm erobert? Warst Du nicht stets der Abgott der Frauen? Ei, warum, zum Henker, solltest Du nicht die Liebe des Mädchens gewinnen können?"

„Wenn es mir nur gelingt, sie den Abstand der Jahre übersehen zu machen, so ist das schon Alles, was ich begehre."

„Du wirst aber sonst noch ungeheure Schwierigkeiten zu überwinden haben."

„Ich habe für Alles Vorsorge getroffen, verlaß Dich darauf."

„Und Du besitzest wirklich die Keckheit, dieses hohe Spiel zu wagen?"

„Ich bin an hohes Spiel gewöhnt, Merkmann. Bei diesem ist der Gewinn enorm, der Einsatz aber nur gering.'

„Wenn Dir also der abenteuerliche Plan gelingen sollte?"

„Dann würde ich reich genug sein, Dir die dreißigtausend Gulden zu zahlen. Du aber würdest mich ganz in Deiner Gewalt haben und dürftest mithin auch auf die Erfüllung meiner Zusage rechnen."

„Und bis dahin?"

„Reden wir im Heimgehen darüber. Schon dämmert der Tag, es ist endlich Zeit, daß wir aufbrechen."

Einen Augenblick später hatten Beide das Durchhaus verlassen.

Fünftes Kapitel.

Was sich im Schloßgarten zutrug.

Dem Kalender nach war man in den letzten Tagen des März; der herrlichen milden Witterung nach aber schon im Mai. Im Kalender stand groß und deutlich gedruckt: „Regnerisch und kalt;" am blauen Himmelszelt stand noch größer und deutlicher geschrieben: „Heiter und warm." Die Residenzstädtler begriffen diesen Widerspruch nicht recht, da sich aber die Natur dem Kalender nicht fügte, sondern auf ihrem Kopf bestand, so beschlossen sie, in dieser obstinaten Natur ihre Unnatur spazieren zu führen.

Und wunderbar war es, wie gut sich draußen im Schloßgarten die Natur und die Unnatur vertrugen. Freilich sahen sie einander kalt und geringschätzend an, als wollten sie sagen: „Wir haben, Gott sei

Dank, nichts mit einander gemein," doch dabei blieb es auch. Die Natur öffnete nicht ihre unterirdischen Feuerschlünde, um die garstige Unnatur zu verschlingen, die Bäume schlugen aus, aber nicht nach ihr, das Gras und die Sträucher schossen, aber nicht auf sie, die Sonne stach und brannte, aber ohne ihr weh zu thun, und die gefiederten Sänger der Lüfte schmetterten sie nicht zu Boden. Nur ein paar sprudelköpfige Fontainen machten leichte Versuche, ihr in's Gesicht zu spucken, vielleicht aus Aerger über das Stück Unnatur, das man auch ihnen angehängt hatte.

Und so wogten denn ganz unbehelligt einher in großen Schaaren: coquette Pariser Damenhüte und impertinente Studentenmützen, schwächliche, knickbeinige Parasols und steife, bramarbasirende Schleppsäbel, engbrüstige Schnürleiber und naseweise Lorgnons, pferdescheue Sporen und wasserscheue Mantillen, falsche Locken, falsche Zähne, falsche Busen, falsche Waden und falsche Herzen.

Und die Natur empörte sich wirklich nicht dagegen?

Nein, kaum daß sich der gewundene Pfad, der nach dem chinesischen Pavillon führte, einem getretenen Wurme gleich, ein wenig mehr als gewöhnlich krümmte, da Fräulein Bärnklau über ihn hin

rauschte. Fräulein Bärnklau aber schien dies gar nicht zu beachten. Erhaben über jegliche Natur schritt sie stolz einher in der bauschigen Crinoline, in welcher sie sich ausnahm wie ein großer Trichter. Und gewissermaßen war sie auch ein großer Trichter, ein Trichter nämlich zum Abzapfen des guten Leumunds in ein Heidelberger Faß der Medisance.

Fräulein Bärnklau ging nicht allein. Sie war am Eingange des Parks mit der Gräfin Arnstein und Clementine Blumfeld zusammengetroffen und hatte sich diesen Damen angeschlossen. Das Fräulein war heute so recht in ihrem Element, denn wo gäbe es wohl mehr zu trichtern, als auf der Promenade?

„Erkannten Sie den Herrn, Frau Gräfin, der soeben vorüberfuhr? Es war der französische Gesandte. Wissen Sie, meine Damen, was man dem feinen, eleganten Marquis d'Aubigné nachsagt? Er soll seine Frau mit der Reitpeitsche gezüchtigt haben, weil sie das Unglück hatte, ihn bei einem Tête-à-Tête mit ihrer Kammerjungfer zu überraschen. — Ei sieh' da, die Generalin Werthheim! Nun wahrlich, nach dem letzten großen Skandal gehört ihrerseits einiger Muth dazu, sich öffentlich zu zeigen. — Sehen Sie nach links, Fräulein Blumfeld, da geht die Ballettänzerin Signora Franconi — mein Gott, wie

sich die freche Person herausputzt! Nun, da wird denn auch der alberne Baron Blitzenhausen nicht fern sein. — Ah, was hab' ich gesagt? Da kommt er schon, und zwar mit dem reichen Banquier Blankenstein! — Also mit dem hat der Baron Umgang? — Nun, das gesteh' ich! alle Welt weiß doch, wie dieser Blankenstein zu seinem Gelde gekommen ist. Der Baron und der frühere Sclavenhändler Arm in Arm — o pfui!"

So plapperte das Fräulein fort und fort. Die Gräfin, die sich ihrer gern entledigt hätte, wenn es nur möglich gewesen wäre, war sichtbar zerstreut; sie hörte kaum auf sie und gab ihr nur kurze Antworten. Auch Clementine verhielt sich schweigend. Sie hatte eine Aversion gegen die Bärnklau, seitdem diese den Lieutenant Vollmar so arg verlästert. Ach, er war doch so liebenswürdig, der Lieutenant Vollmar, er hatte in seinem Wesen und Benehmen etwas so durchaus Wohlanständiges und Ehrenhaftes, etwas so echt Männliches. Er war gar nicht wie die meisten seiner Kameraden, nicht geschniegelt und geckenhaft, nicht affectirt und süßlich, nicht vorlaut uud anmaßend, nein im Gegentheil, er war die Schlichtheit und Biederkeit selbst! — Und nun sollte sie dies Alles für eitel Schein halten, sollte glauben, daß Volmar doch

im Grunde roh und streitsüchtig sei, ein Spieler und Prasser, ein Wüstling, der ein compromittirendes Verhältniß pflege mit einer Abenteurerin, einer übelberüchtigten Creatur? Konnten denn wirklich diese offenen Züge täuschen, konnten diese treuherzigen Augen lügen, war diese bescheidene Zurückhaltung, dieses feine, tactvolle Maßhalten in Rede und Benehmen wirklich nichts als eine der Unsittlichkeit vorgeschobene Maske? War es endlich nicht Unrecht, ihn zu verdammen, blos weil die Bärnklau, die über alle Menschen das Gift der Verleumdung ausspie, auch seiner nicht geschont hatte? — — Aber freilich, die Bärnklau war nicht die Einzige, die ihm Böses nachsagte, überall in der großen Welt hörte man ja das Gleiche. Die Baronin Luschka hatte laut erklärt, ihn nicht mehr empfangen zu wollen, auf dem Ball bei dem Kammergerichts-Präsidenten Geißmann war er nicht gewesen, auch nicht in der Soirée der Frau von Hennendorf, die ihn so lange vertheidigt hatte, und überhaupt sah man ihn ja gar nicht mehr in der Gesellschaft. Ach, da mußte doch wohl an den häßlichen Gerüchten *etwas* Wahres sein!

Unsere drei Damen mochten etwa eine Stunde lang, Grüße empfangend und erwiedernd, oft auch von vorübergehenden Bekannten angeredet oder solche

selbst anredend, im Park umhergewandelt sein, und schickten sich nun zum Heimgehen an. Sie befanden sich auf einem schmalen, gewundenen Pfade, der zu einem Rondel führte, welches die Ammen vornehmer Leute und die jungen Mütter bürgerlichen Standes für sich und ihre Kinderchaisen in Anspruch zu nehmen pflegten. Der Pfad war nur für Fußgänger bestimmt, und auf beiden Seiten mit Bäumen und dichtem Gebüsch eingefaßt. Eine Menge von Menschen wogte gerade jetzt hier auf und ab.

Plötzlich stob diese Schaar unter lautem Geschrei auseinander, um einem Cabriolet Platz zu machen, das mit rasender Schnelligkeit herangebraust kam. Das Pferd war mit Schaum bedeckt, heißer Dampf quoll aus seinen Nüstern, in wilden Sätzen sprengte es einher. Es mochte scheu geworden sein, oder der junge Stutzer, der es lenkte, war ein ungeschickter Kutscher, genug das leichte Fuhrwerk rasselte pfeilschnell und unaufhaltsam über den lockern Kies hin, und kaum gewannen die Spaziergänger Zeit, nach rechts und links auszuweichen. Es gelang ihnen, aber freilich hatten die Meisten nur einen Sprung zu thun, um das rettende Gebüsch zu erreichen, und sie riskirten wenig mehr dabei, als daß das seidene Kleid einen Riß, oder der Pariser Hut eine neue, von

der Mode noch nicht gutgeheißene Façon bekäme. Nicht so leicht wurde es indeß den Ammen und Müttern mit ihren Kinderchaisen. Das eine Rad des Cabriolets griff auch wirklich in ein Rad eines dieser winzigen Gefährte ein, weil die junge Frau, die es zog, vom Gedränge aufgehalten wurde und es nicht schnell genug bei Seite bringen konnte. Die Kinderchaise wurde eine kurze Strecke mit fortgeschleift, dann rundum gewirbelt und endlich quer über den Weg zwischen die erschreckten Zuschauer geworfen. Das Kind aber wurde hinausgeschleudert und schlug im Niederfallen dicht vor Clementinens Füßen das Köpfchen gegen einen Baumstamm.

Mit einem lauten Angstschrei beugte sich Clementine über das arme kleine Geschöpf nieder und hob es auf. Sie glaubte eine Leiche in den Armen zu halten, denn das Kind regte sich nicht; seine Augen waren geschlossen, und von der Stirn herab rieselte ein warmer Strom rothen Blutes über die marmorweiße Wange. So tief erschüttert, so ganz von innigem Mitleid überwältigt wie in diesem Augenblick hatte sich Clementine noch nie gefühlt.

Da rief eine gellende Stimme: „Mein Kind! Großer Gott, mein Kind!" und eine junge, schöne Frau stürzte wie im Wahnsinn der Verzweiflung auf

Clementine zu. Das Kind aber schien durch die bloße Nähe der Mutter aus seiner Betäubung geweckt zu sein, es öffnete die Augen, ein mattes Lächeln spielte um seine bleichen Lippen, und es streckte die kleinen Hände aus, der Mutter entgegen.

„Ihr Kind lebt, Madame!" sagte Clementine freudig und legte es behutsam in die Arme der Frau. Diese aber hörte nichts, sah nichts als nur ihr Kind, sie hatte kein Gefühl, keinen Gedanken als nur für das Kind, das ihr wiedergegeben war, und das sie nun doch nicht mit aller Innigkeit der Mutterliebe an ihren Busen drücken durfte, denn ach, sie wußte ja noch nicht, ob ihm nicht die zarten Glieder zerschmettert wären! Aber es lebte doch, und ein leise gehauchtes: „Gelobt sei Gott!" erscholl von ihren bebenden Lippen.

Da fühlte sich Clementine am Arm erfaßt und beinahe mit Gewalt fortgezogen.

„Wissen Sie auch, mein Fräulein," raunte ihr die harte, schrille Stimme der Bärnklau in's Ohr, „wissen Sie auch, wer die Frau ist? — Sehen Sie sich nur noch einmal nach ihr um, es ist jene obscöne Madame Bernhardt, die Geliebte des Lieutenants Vollmar! — Wahrhaftig, Sie wären da in eine höchst fatale Situation hineingerathen — kommen Sie —

schnell, schnell! — Wo nur die Gräfin sein mag — ah, dort seh' ich sie — eilen wir!"

Es hatten sich inzwischen um die junge Mutter viele Menschen in einen dichten Knäuel zusammengeballt. Jedes wollte über den stattgehabten Unfall Näheres wissen, und da gab es denn ein Drängen und Stoßen, ein neugieriges Gaffen und eifriges Fragen ohne Ende. Wie das eigentlich so gekommen? Wer die Frau sei? Ob das Kind überfahren worden? Ob es todt sei? Viele boten auch bereitwillig ihre Hülfe an, sie schrieen nach einem Wagen, nach einem Arzt, aber jeder Einzelne half nur das Gedränge vermehren, in welchem die arme Frau mit dem verwundeten Kinde endlich in Gefahr gerieth, erdrückt zu werden.

Nur mit Mühe konnten sich Clementine und Fräulein Bärnklau durch die Menschenmasse Bahn machen. Sie hatten nur wenige Schritte vorwärts gethan, als ihnen ein junger Officier entgegenkam, der seinerseits eifrig bemüht schien, bis zu der Frau vorzudringen.

„Lieutenant Vollmar!" flüsterte Fräulein Bärnklau Clementinen in's Ohr, „nun, da wird's eine rührende Scene geben. Aber mein Gott," setzte sie mit einer Miene hinzu, die für den Ausdruck herz-

licher Theilnahme gelten sollte, indeß ihre Schadenfreude nur zu deutlich verrieth, „was ist Ihnen, mein bestes Fräulein, Sie sind ja leichenblaß!"

Clementine gab keine Antwort, sie war in der That leichenblaß und sah zitternd, den Kopf tief geneigt, vor sich nieder. Sie hatte noch eher als die Bärnklau den Lieutenant Vollmar erblickt, und es war ihr nicht entgangen, wie Angst und peinliche Aufregung aus seinen Zügen sprach, indem er unverwandt nach der Frau und dem Kinde hinstarrte.

„Er scheint uns gar nicht zu bemerken," fuhr Fräulein Bärnklau fort, „nun, versteht sich, er hat nur Augen für die — Person!"

Und wirklich bemerkte sie der Lieutenant nicht, er streifte im Vorbeidrängen Clementinens Arm, aber er wandte den Kopf nicht nach ihr hin und zwängte sich mit Gewalt zwischen den Menschen hindurch, die ihn von der Frau trennten. Fräulein Bärnklau folgte ihm mit den Augen, und um von dem, was sich jetzt begeben würde, ja nichts zu verlieren, hielt sie Clementine zurück, die sich so schwach fühlte, daß sie sich kaum aufrecht halten, geschweige denn ihren Weg allein fortsetzen konnte.

„So recht, Ihr lieben Leute!" kicherte Fräulein

Bärnklau, indem sie sich auf die Fußspitzen erhob und mit weit vorgestrecktem Halse nach dem Lieutenant hinstarrte. „O genirt Euch doch ja nicht, begrüßt Euch nur recht zärtlich und liebevoll hier auf dem öffentlichen Spazierwege vor aller Welt Augen. Das ist ja herrlich — nun nimmt er auch noch das Kind auf den Arm — hahaha! — das steht ja dem Herrn ganz allerliebst! — Sollte man nicht denken — — — — oh, sehen Sie sich doch vor — Sie Tölpel!"

Dieser letzte Ausruf galt einem baumlangen Kerl, der sich dicht vor ihrer Nase aufgepflanzt und sie dabei sehr unsanft auf den Fuß getreten hatte. Da er ihr zugleich die Aussicht völlig versperrte, entschloß sich das Fräulein endlich, mit Clementinen weiter zu gehen und sich der Gräfin wieder anzuschließen, die ihrer in einiger Entfernung ungeduldig harrte.

„Aber was ist Ihnen nur, Fräulein Clementine?" fragte sie mit geheuchelter Besorgniß, indem sie sich zu ihrer Begleiterin niederbeugte und ihr scharf in's Gesicht blickte. „Sie werden ja immer blasser, Sie zittern ja an allen Glieder, Sie — — —"

„Es ist nichts," entgegnete Clementine mit leiser, bebender Stimme, „aber um Gottes willen, lassen

Sie uns von hier fort kommen — ich ersticke in diesem Gedränge!"

Einige Stunden später lag Clementine in ihrem Zimmer auf dem Kanapee. Neben ihr auf einem Stuhl saß die Gräfin. Sie hielt die Hand der Freundin in der ihrigen und schaute ihr mit inniger, liebevoller Theilnahme in das noch immer todtenbleiche Antlitz.

„Wie geht es Dir jetzt, Clementine?" fragte sie.

„Ich fühle mich etwas leichter, liebe Francisca," antwortete das junge Mädchen mit einem sanften Lächeln.

„Du armes Kind! Dieser Auftritt mußte Dich freilich tief erschüttern."

„Ich habe mich wohl recht schwach gezeigt, nicht wahr? O schilt mich nur, wenn ich es verdient habe."

„Die Schwäche darfst Du Dir nachsehen, Clementine, denn was könnte schmerzlicher sein, als die Ueberzeugung, sich in Jemand, den man achtete und schätzte, getäuscht zu haben?"

„Ach, Francisca, der Schein ist sehr gegen ihn!"

„Der Schein, Clementine? Nur der Schein? So

spräche noch immer in Deinem Herzen eine Stimme zu seinen Gunsten?"

„Sei ohne Sorge, meine theure Freundin. Wenn auch Vollmar noch immer an meinem Herzen einen beredten Vertheidiger hat — meine Ruhe wird dadurch nicht mehr gestört werden. Ich habe Dir ja bis jetzt Alles freimüthig gestanden, was in diesem armen Herzen vorging, nun, so darfst Du mir denn auch glauben, wenn ich Dir sage: es ist vorbei — für immer vorbei. — Ja noch mehr: ich erkenne, daß es so besser ist. War es ja doch nur ein thörichter Traum, dem ich mich hingab, ein recht thörichter, wenn auch beglückender Traum. Ich bin erwacht, der Traum ist in das Nichts zurückgesunken, dem er entsprungen war. Darf ich mich darüber beklagen? Darf ich mich namentlich über ihn beschweren, der nie einem wärmeren Gefühl für mich Worte lieh, der vielleicht ein solches nie hegte und gewiß keine Ahnung hatte von dem, was ich empfand? Ich wiederhole Dir, mein Herz spricht noch immer laut zu seinen Gunsten, aber eben daraus darfst Du schließen, daß ich mich selbst wiedergefunden habe und daß jede Schwäche von mir gewichen ist."

Deine Worte beruhigen mich, Clementine, und es freut mich, daß der heutige Auftritt doch auch sein Gutes gehabt hat."

„Ja, er hat sein Gutes gehabt; er hat einen Kampf beendigt, der sonst vielleicht noch lange gedauert hätte. Kann ich trotzdem noch immer Vollmar meine Achtung bewahren, nun, so laß mir wenigstens diesen einen Trost. Frage mich nicht, wie dies möglich ist. Ich weiß es selber nicht, aber recht wunderliche Gedanken kreuzen sich in meinem Kopf. — Sieh', fast will es mich bedünken, als sei diese große, bunte, bewegliche Welt wie jene Zauberlaterne, die uns neulich gezeigt wurde, und die auf Deine Bitte der gefällige Künstler auseinanderlegte und erklärte. Wie in dieser, so tauchen auch in jener mannigfache Gestalten vor uns auf, freundliche, wohlgebildete, die uns anziehen, und wieder recht garstige, die uns abstoßen. Der Hohlspiegel, der sie so hell erleuchtet, ist unsere Einbildungskraft, den Schirm oder den Rauch, der die Bilder auffängt, vertritt unser unsicheres, schwankendes Urtheil, die Linsengläser endlich, durch die wir sehen müssen, sind leider nur zu oft das Lob und der Tadel Anderer. Was ist nun hier Wahrheit, was Täuschung? Wo ist hier das Wirkliche, Greifbare, an das wir uns halten könnten? Erst möchten wir Alles, was den Anschein des Guten und Schönen hat, auch für wirklich gut und schön halten, das Leben dünkt uns Glück, die

Hoffnung Gewißheit, die Welt ein Paradies und jedes schimmernde Luftschloß eine feste Burg. Aber nur zu bald kommt die Täuschung, unser Mißtrauen ist erwacht, und wir verfallen nun gar zu leicht in den Fehler der Ungerechtigkeit. O hüten wir uns davor, Francisca, glauben wir, daß, wenn so oft der Schein des Guten trügt, auch manchmal der Schein des Bösen täuschen mag, und fällen wir kein Urtheil, wo uns die volle Gewißheit fehlt!"

Die Gräfin hatte dem erregten Mädchen, dessen Blässe während des Sprechens allmählich einer lebhaften Röthe gewichen war, und dessen Augen jetzt wieder hell und glänzend aufleuchteten, mit einem trüben, wehmuthsvollen Lächeln zugehört.

„Wohl Dir," sagte sie mit leiser, bewegter Stimme, „daß Du noch von der Welt als einer Zauberlaterne sprechen kannst, wo nur ein Blendwerk Dich täuscht, und wo nur Träume Dich umgaukeln. Möchte nie die kalte, starre, greifbare Wirklichkeit mit ihrem furchtbaren Ernst und all' ihren herben Schmerzen an Dich herantreten — ach, trotz der Täuschung, die Du jetzt erfahren hast, wärest Du noch glücklich zu nennen!"

Sie wandte sich schnell ab, um die Thränen zu verbergen, die sich unter ihren Wimpern hervordräng-

ten; aber Clementine hielt die Hand fest, die sie ihr entziehen wollte, und fragte rasch:

„Francisca, was ist Dir? Schon seit einiger Zeit sehe ich Dich traurig und niedergeschlagen, und meinen Fragen weichst Du aus. Bin ich Dir denn nicht mehr die Freundin, der Du Alles anvertrauen kannst? O sprich, meine theure Francisca, hast Du einen Kummer, den ich nicht theilen darf?"

Die Gräfin wandte sich noch mehr zur Seite, um dem forschend auf sie gerichteten Blick Clementinens auszuweichen. „Mein Leiden ist körperlich," sagte sie zögernd und sichtbar verwirrt, „ich fühle mich seit einiger Zeit recht unwohl."

Clementine, die sich aus ihrer liegenden Stellung halb erhoben hatte, ließ die Hand der Gräfin los und sank wieder auf die Kissen zurück. Es erfolgte eine lange Pause. Die Gräfin schien unschlüssig, ob sie das Gespräch wieder anknüpfen solle; endlich sagte sie, indem sie sich zu Clementinen niederbeugte und ihr mit einem bittenden Blick in die Augen sah: „Sei mir nicht böse, Clementine, ach, ich leide ja schon so sehr, erschwere nicht meinen Kummer durch Deinen Unwillen."

„Meinen Unwillen? O sprich nicht so, Francisca,

es betrübt mich nur, daß Du mir Dein Vertrauen entzogen hast — früher war das anders."

„Aber, meine süße Freundin, es giebt Dinge, die — — —"

„Ich weiß, Francisca, daß es solche Dinge giebt, und darum hab' ich Dich auch nur gefragt, ob Du einen Kummer habest, den ich nicht theilen dürfe. War selbst diese Frage unberechtigt?"

„Höre mich an, Clementine. Schon lange ging ich mit mir zu Rathe, ob ich Dir anvertrauen solle — nicht, worin mein herbes Leid besteht, denn das kann und darf ich nicht — aber nur überhaupt, daß etwas schwer auf meinem Herzen lastet. Doch was, so fragte ich mich, ist ein halbes Vertrauen? Und ist es nicht ein eigennütziges Verlangen, Andere zu Mitträgern einer Bürde machen zu wollen, nur weil sie uns selbst zu schwer wird? So siegte meine Scheu, Dich zu betrüben, und ich schwieg."

Die Gräfin war, während sie so sprach, von ihrem Stuhl heruntergeglitten und lag jetzt knieend neben dem Kanapee. Ihr Haupt ruhte auf Clementinens Schulter, und diese fühlte die heißen Thränen, die ihren Augen entströmten. Das junge Mädchen schlang liebevoll die Arme um den Hals der Freundin und preßte sie voll Zärtlichkeit an sich.

„So wäre also auch Dein Glück, das ich doch so fest begründet wähnte, nur leerer, trügerischer Schein?“ rief sie innig bewegt. „Aber, mein Gott, das ist ja nicht möglich, das kann ja nicht sein! Bist Du nicht vor so vielen, vielen Tausenden überreich mit Glücksgütern gesegnet? Besitzest Du nicht Alles, was wir hier auf Erden für das Beste, das Höchste achten? O sage mir, geliebte Francisca, daß das, was Dich jetzt so tief verstimmt, nur ein vorübergehendes Ungemach ist, ein dunkles Wölkchen am klaren Himmel Deines Glücks, das der erste frische Luftzug günstiger Ereignisse wieder vertheilen wird. — Wie? — Du schüttelst den Kopf? — Aber ich begreife nicht — —“

„Mein Kummer wird ein eben so bleibender sein, als er tief und nagend ist,“ schluchzte die Gräfin, „nur mit meinem Leben wird er enden!“

„Francisca!“

Lange weinte die Gräfin bitterlich am Busen der Freundin. Endlich raffte sie sich gewaltsam auf und nahm, äußerlich wieder ziemlich ruhig, ihren früheren Platz ein.

„Wenn Du wüßtest, Clementine,“ sagte sie seufzend, „wie sehnlich ich diese Stunde herbeigewünscht, und wie sehr ich sie wiederum gefürchtet habe. Das Wort ist nun gesprochen, das mir so lange auf der

Zunge schwebte; bewahre es tief in Deinem Herzen. Ja, ich bin unglücklich, unbeschreiblich unglücklich, das ist Alles, was ich Dir sagen kann, und es ist mehr," fügte sie mit kaum hörbarer Stimme hinzu, „es ist mehr, als ich meinem Manne sagen darf."

„Wie, Dein Mann weiß nicht — — — ?"

„Er darf nichts ahnen, denn er hat ein noch heiligeres Recht, als Du, nach dem Grund meines Kummers zu forschen, und ich dürfte ihm diesen nicht nennen."

„Aber mein Gott, Francisca, welch' furchtbare Räthsel sind dies! Vor Deinem Manne hast Du solche Geheimnisse? Vor ihm, der Dich so unaussprechlich liebt und keinen höheren Wunsch kennt, als den, Dich glücklich zu sehen, vor ihm, der doch gewiß seinerseits offen und rückhaltlos Dir Alles sagt, was — — — — "

„Halt ein, Clementine, ich bitte Dich, o bohre nicht den Stachel noch tiefer in mein wundes Herz! Daß ich gegen ihn das Schreckliche verschweigen muß, ist es ja gerade, was mich vollends elend macht!"

Clementine war erschrocken vom Kanapee aufgesprungen und ging, ihrer Erregung nicht mehr Herr, mit ruhigen Schritten im Zimmer auf und ab. Oft ruhten ihre dunklen und feurigen Augen mit dem

Ausdruck des innigsten Bedauerns, öfter noch mit dem der äußersten Mißbilligung auf der gebeugten Gestalt der Gräfin.

„Francisca,“ sagte sie nach einer Pause mit einer Heftigkeit, die gegen ihre bisherige Milde seltsam abstach, „Du thust wahrlich Unrecht! Ich will mich nicht in Dein Geheimniß drängen, Du darfst es mir verschweigen und dennoch meiner innigsten Theilnahme sicher sein. Aber bedenke wohl, was Du Deinem Manne schuldig bist. O laß Dir rathen, spiele ihm gegenüber kein solches Spiel. Wenn je ein Mann sich ein Anrecht auf das volle Vertrauen seiner Frau erworben hat, so ist es der Deinige. Seine unbegrenzte Liebe und Güte, seine Hochherzigkeit, sein fester, männlicher Charakter, ach, alle seine edlen, herrlichen Eigenschaften müßten Dir ja eben so viele Bürgschaften sein für die gute Aufnahme, die Dein Geständniß bei ihm finden würde. Mag es sich handeln, um was immer — was hättest Du zu scheuen? O gewiß, nur Dein Schweigen kann üble Folgen haben. Sieh', Francisca, ich kann mit voller Ueberzeugung so reden, weil ich Dich kenne, wie mich selbst, und weil ich ja weiß, daß Du ihm nichts zu beichten hättest, was nicht seine Nachsicht leicht und gern — — — —“

„Clementine,“ rief mit leidenschaftlicher Erregung

die Gräfin, „in welchem Sinne hast Du meine Worte aufgefaßt!“ Sie drückte beide Hände vor das Gesicht und fügte schluchzend hinzu: „Ach, so würde auch er sprechen, und ich müßte es geduldig ertragen, denn ich selbst hätte ihn ja auf solche Gedanken gebracht.“

„Ich habe Dich nicht kränken wollen,“ sagte Clementine in dem früheren sanften, liebreichen Tone, „was ich geäußert, war ja nur meine Mißbilligung Deines Schweigens einem Manne gegenüber, der mehr als irgend ein Anderer Vertrauen einflößt und Vertrauen verdient.“

„Meine theure Clementine,“ erwiederte die Gräfin mit jenem Ausdruck überströmenden Gefühls, der oft ihren Zügen einen so fesselnden Zauber verlieh, „laß mich Dich, damit Du mich besser verstehst, an die schwerste Stunde Deines Lebens erinnern, an jene Stunde, da Du mit gramerfülltem Herzen an dem Sterbebette Deines Vaters knietest. Sage, sind Dir die letzten Worte, die er sprach, als sein brechendes Auge mit einer Liebe, die kaum mehr dieser Welt angehörte, auf Dir weilte, und seine Hand sich segnend auf Dein Haupt legte — sind Dir diese Worte nicht heilig und unvergeßlich? Ja gewiß, sie haben sich Deiner Seele tief und unauslöschlich eingeprägt, und

nie könntest Du ihrer uneingedenk werden. Nun stelle Dir aber vor, daß Dein Vater im Sterben mit einer fast übernatürlichen Kraftanstrengung den berstenden Lebensfaden noch festgehalten hätte, um vor seinem Hinscheiden Dir ein Geheimniß anzuvertrauen und die Bitte an Dich zu richten, es nie zu verrathen. Stelle Dir vor, Du habest ihm die Erfüllung dieser Bitte zugesagt, und sein letzter Hauch sei ein Dank gewesen für Deinen feierlich gelobten Gehorsam, und er sei nun beruhigt aus diesem Leben geschieden, weil er Dein unverbrüchliches Gelübde mit hinübernehmen durfte in's Jenseits. Denke Dir ferner, es sei Dir erst leicht erschienen, Dein Gelübde zu halten, aber es seien dann später Umstände eingetreten, die Dir dies unendlich erschwerten. Denke Dir endlich, Du wärest einem Andern das vollste Vertrauen schuldig, und es dränge Dich unaufhörlich, die Last des Geheimnisses von Dir abzuwälzen und ihm Alles zu sagen, aber der bleiche Schatten Deines Vaters träte bald abmahnend und flehend, bald zürnend und drohend zwischen Dich und jenen, so oft Dir das Wort auf den Lippen schwebte — versetze Dich, wenn Du kannst, in eine solche Lage, oder richtiger, nimm an, ich befände mich in einer ähnlichen — würdest Du auch dann noch sagen: Du begehst ein großes Unrecht gegen

den Lebenden, indem Du das Schweigen nicht brichst, welches Du dem Todten gelobtest?"

„Nein, nein!" rief Clementine, überwältigt von dem Eindruck, den die heftige Gemüthserregung der Gräfin auf sie gemacht, „ich würde sagen: Was auch Dein Herz darunter leiden mag, Deine Pflicht gebietet Dir zu schweigen!"

Sechstes Kapitel.

Dient gewissermaßen als Sicherheitsventil an der großen Verleumdungs-Dampfmaschine des Fräulein von Bärnklau. Das Genie Becker macht sich wieder bemerkbar.

„Der Hirschgraben" heißt eine stille, abgelegene Straße der Residenzstadt, in welcher unsere Geschichte spielt. Vielleicht weiß der eine oder andere Leser, der in der Topographie besonders gut bewandert ist, warum die Straße der Hirschgraben heißt, und dann weiß er mehr als ich, der ich über dieses Räthsel mir den Kopf zerbrochen habe; denn erstens giebt es hier keine Hirsche, und zweitens giebt es hier keinen Graben. „Aber es war hier vor Zeiten ein Festungsgraben," sagte mir neulich ein gelehrter Archäologe. Der würdige Herr — ich mag ihn nicht nennen — wollte aber einst in einem Mecklenburger Pfahlbau einen Hausschlüssel und ein Tintenfaß gefunden

haben, und seit jener Zeit traue ich ihm nicht recht. Genug, die Straße heißt nun einmal der Hirschgraben, und sie ist eine so ruhige, harmlose, unbescholtene Straße, wie nur irgend eine Residenzstadt eine aufzuweisen hat.

Im zweiten Stock eines der höchsten Häuser des Hirschgrabens wohnte Madame Bernhardt, die junge schöne Frau, der man überall so viel Böses nachsagte, dieselbe, die wir im letzten Kapitel im Schloßgarten sahen, als ihr Kind durch das Cabriolet in so große Gefahr gerathen war.

Sie saß jetzt — es war gegen Abend — tief bekümmert neben der Wiege des Kindes.

Wer beschriebe wohl die zarte Sorgfalt, mit welcher eine liebende Mutter ihr einziges, krankes Kind pflegt? Wem stünden wohl Worte zu Gebote, die qualvollen, zwischen Furcht und Hoffnung getheilten Gefühle zu schildern, die ihr Herz bestürmen, während ihr thränenfeuchtes Auge an dem kleinen leidenden Wesen hängt, und jede Bewegung beobachtet, die es im unruhigen Fieberschlafe macht? Wer vermöchte den Schmerz auch nur zu fassen, der ihre Seele erfüllt, während ihr Ohr immer und immer wieder sich neigt, um seinem matten Stöhnen und Aechzen zu horchen und jeden seiner schnellen, heißen Athem-

züge aufzufangen? Oder welcher Maler gäbe wohl den Ausdruck von Angst und Verzweiflung wieder, der aus ihren Zügen spricht, wenn sie händeringend den Blick nach oben richtet und Gott den Allgütigen in inbrünstigem Gebete anfleht, daß er dem Kinde das Leben erhalten möge, das ja auch ihr Leben und ganzes Erdenglück ausmacht?

Der sorgenvollen Mutter gegenüber saß der junge Officier, der ihr am Morgen im Gedränge zu Hülfe gekommen war. Oft reichte er ihr über die Wiege hin die Hand und bat sie in liebreichen Worten, ihr Gemüth zu beruhigen.

„Denke doch an die Versicherung des Arztes, liebe Marie, daß von gar keiner Gefahr die Rede ist," ermahnte er sie. „Fügte er nicht, ehe er das letzte Mal fortging, noch hinzu, Du könnest von Glück sagen, daß es so abgelaufen sei?"

„Wohl wahr, Rudolf," entgegnete die Frau, indem sie die immer von Neuem fließenden Thränen aus den Augen wischte, „aber es sind nun zwei Stunden her, daß der Doctor fortging, und seitdem ist der Zustand des armen Kindes weit schlimmer geworden. Sieh' nur, wie seine Wangen glühen, wie trocken seine kleinen Lippen sind."

„Ganz natürlich, beste Marie, der kleine Bursche

hat das Wundfieber. Der Arzt sagte ja, daß er es bekommen werde."

„Ach, Bruder, eben das böse Wundfieber fürchte ich so sehr. Was gäbe ich darum, daß der Doctor Klein heute Abend noch einmal käme."

„Nun, ich will nachher zu ihm gehen und ihn darum bitten. Er ist, wie Du weißt, ein wenig kurz angebunden und unwirsch, aber er ist mein Freund und wird, trotz aller Betheuerungen, daß es ein unnöthiger Gang ist, meinen Bitten nicht widerstehen."

„Du lieber, guter Rudolf!"

„Aber nun mache auch kein so trauriges Gesicht, Schwester, hörst Du? Wenn ich Dich weinen sehe, dann wird auch mir ganz weinerlich zu Muthe, was sich doch für einen tapfern Vaterlandsvertheidiger schlechterdings nicht ziemt. — Du lachst? Das ist brav, nur Muth gefaßt!"

„Wenn ich nur über Eins beruhigt wäre," sagte nach einer Pause die Frau, „aber — — —"

„Aber was, Marie?"

„Aber selbst der Arzt wird mir diese Beruhigung nicht geben können."

„Was ist's denn, das Dich so sehr ängstigt?"

„Sieh', Rudolf, wenn nun das arme Kind — ach, ich kann's kaum aussprechen — wenn es durch

den fürchterlichen Schlag eine — eine gar zu starke Gehirnerschütterung erlitten hätte — und dies später — o mein Gott, es ist ein schrecklicher Gedanke!"

„Marie, ich werde Dich wahrhaftig noch schelten müssen. Bedenke doch, daß, wenn eine solche Gehirnerschütterung eingetreten wäre, sie sich auch sogleich durch unverkennbare Symptome, wie Erbrechen, Schwindel und fortwährende Neigung zum Schlafen kundgegeben hätte. Aber dies Alles ist ja bei Deinem kleinen Wilhelm gar nicht der Fall. Um des Himmels willen, Marie, gieb Dich doch solchen Befürchtungen nicht hin, Du wirst sonst am Ende selbst krank werden."

Der Lieutenant Vollmar konnte zwar durch solche Worte seine Schwester nicht beruhigen, aber dennoch verfehlte er nicht ganz seinen Zweck. Die gar zu lebhafte Besorgniß konnte in der That ihrer Gesundheit nachträglich sein, und gesund mußte sie bleiben, um — vielleicht Wochen lang — ihr Kind zu pflegen. Sie bannte daher, so gut sie konnte, ihre Angst. Der Doctor hatte kalte Umschläge verordnet. Als sie diese erneuerte, machte das Kind mit den kleinen Armen eine Bewegung. Sie hielt ihm eine Tasse mit einem kühlenden Trunk an die brennenden Lip-

pen, aber es schlief schon wieder, und sie stellte die Tasse hin.

„Ach, wenn der Vater diesen Jammer sähe," hub Marie nach einer Weile wieder an, „glaubst Du nicht, Rudolf, daß ein solcher Anblick sein Herz rühren müßte?"

Vollmar war es wohl zufrieden, daß das Gespräch eine neue Wendung nahm, wenn auch der Gegenstand, auf den es sich lenkte, kein erfreulicher war. Er umging indeß die Frage, indem er eine andere stellte.

„Hat der Vater Deinen letzten Brief noch immer nicht beantwortet, liebe Marie."

„Den letzten so wenig wie alle früheren. O wie kann doch nur das Herz eines Vaters so hart sein!"

„Sage lieber, wie kann ein Mann wie unser Vater, so brav, so edelgesinnt und sonst in allen Dingen so durchaus selbstständig — wie kann ein solcher Mann sich von einer Frau wie unsere Stiefmutter so vollkommen beherrschen lassen, wenn es sich um seine Kinder handelt?"

„Ach, wenn es nur der böse Einfluß der Stiefmutter wäre, der seine Handlungsweise bestimmte, aber ich denke immer, daß er mich wohl gar nicht im geringsten mehr lieb hat. Wie unsäglich traurig

mich das oft macht, kann ich Dir gar nicht sagen, Bruder."

„Du verkennst den Vater, Marie. Ist es auch nicht leicht, ihn von einer einmal gefaßten Meinung abzubringen, so ist er doch nicht lieblos oder grausam gar und durchaus unversöhnlich. Als er Dich an jenen reichen Kaufmann Wiesinger verheirathen wollte, Du ihm aber Deine Neigung für den liebenswürdigen und talentvollen, aber armen Schriftsteller Bernhardt gestandest, und er nun um so hartnäckiger auf seinem Willen bestand, da glaubte er, als Vater seine Pflicht zu thun. Seine Ansicht war eine irrige — wer könnte es läugnen? — und die Mittel, die er anwandte, sich Gehorsam zu erzwingen, waren sicherlich hart und tadelnswerth und ganz geeignet, Dich zu einem verzweifelten Schritt zu drängen; aber laß uns darum nicht ungerecht sein, das Ziel, welches er verfolgte, war seiner Ueberzeugung nach das rechte, und er hatte nur Dein Glück vor Augen, oder das, was er dafür hielt. — Mit unserer Stiefmutter war es freilich anders."

„Aber als ich nun jenen Schritt gethan und mich unwiderruflich an den Mann, den ich liebte, gebunden hatte, wie furchtbar hart zeigte er sich nicht da! Sage, Rudolf, war denn mein Ver-

gehen wirklich ein so ungeheures, durchaus unverzeihliches?"

„In seinen Augen allerdings. Bedenke, mit welch' unerbittlicher Strenge er uns Kinder von klein auf behandelt hat, und wie sehr er unsererseits an sclavischen Gehorsam gewöhnt war. Bedenke, wie der jähzornige, herrische Mann nie den mindesten Widerspruch dulden mochte. Ist es da zu verwundern, daß Deine heimliche Trauung mit demjenigen, den er haßte, seinen heftigsten Ingrimm erweckte? Er schwor, Dich nicht mehr sehen zu wollen, Dir nie die kleinste Unterstützung zukommen zu lassen, und wie heilig ihm selbst ein in der Uebereilung geleisteter Schwur war, das wissen wir ja. Dazu nun die immerwährende Aufhetzung dieser Frau, die — — —"

„Aber der plötzliche Tod meines Mannes nach kaum zweijähriger Ehe, mein nagender Gram, meine Armuth und gänzliche Hülflosigkeit, vor Allem aber mein fortgesetztes Flehen um Vergebung — mußte dies nicht endlich doch sein Herz erweichen?"

„Ja gewiß, Schwester, und ich bleibe dabei: wäre jene Frau nicht immer wieder hindernd dazwischengetreten, Du wärest schon längst mit ihm ausgesöhnt. Aber sie übt nun einmal einen fast unbegreiflichen Einfluß auf ihn, und dann — das glaub' ich fest —

weiß er Dich auch vor Mangel geschützt. Ja, ich bezweifle nicht, daß er sogar fortwährend von Allem genau unterrichtet ist, was Dich betrifft. Du wirst mir hierin beipflichten, wenn ich Dir erzähle———"

„Was, lieber Rudolf?" fragte Marie mit großer Spannung.

„Horch! klopft nicht Jemand an die Thür des äußeren Zimmers?"

Marie erhob sich, denn auch sie hörte jetzt ein leises, schüchternes Klopfen an die Thür, welche auf die Vordiele führte.

„Wo doch nur die Rike schon wieder stecken mag," sagte sie, „immer läßt sie die Treppenthür offen stehen. Ach, Rudolf, sieh', bitte, nach dem Kinde."

„Soll ich nicht lieber hinausgehen und den Störer abweisen?" fragte Vollmar, schnell aufspringend.

Doch seine Schwester winkte ihm, zu bleiben, indem sie bemerkte, daß es wahrscheinlich die im Hause wohnende Näherin sei. Als sie aber draußen dem Anklopfenden geöffnet hatte, hörte Vollmar die ihm wohlbekannte Stimme des Malers Becker verlegen stottern:

„Ach, Madame, verzeihen Sie meine Zudringlichkeit — aber Ihr Mädchen war nicht da — und der Unfall, der Ihrem Kleinen zugestoßen ist, ließ mir

keine Ruhe — und — seien Sie mir ja nicht böse, Madame, hätt' ich statt seiner den heillosen Knuff bekommen, wahrhaftig, Madame, es wäre mir ganz recht gewesen — und, sehen Sie — da wollt' ich denn so frei sein, mich zu erkundigen — — —"

„Ich danke Ihnen herzlich, Herr Nachbar, für die Theilnahme, die Sie meinem armen kranken Kinde bezeigen," unterbrach ihn Marie, „in der That, es ist recht freundlich von Ihnen — — —"

„O reden Sie doch nicht so, Madame, es ist gern geschehen — hm, hm — — —"

„Aber so kommen Sie doch herein, Herr Becker, nur treten Sie, wenn ich bitten darf, ein wenig leise auf, denn das Kind schläft."

„So? Er schläft, der kleine Schelm — hm, hm, — o da wollen wir ihn aber nicht wecken — bei Leibe nicht! Aber freilich, wenn Sie mir die Freude gönnen wollen, Madame, ihn ein einziges Mal zu sehen — hm — —"

„Kommen Sie nur, Herr Becker."

„Ich bin so frei, Madame."

Marie, von dem Maler begleitet, trat nun wieder in das Zimmer, in welchem sich Vollmar befand. Becker schlich auf den Zehen herein, wobei er den ohnehin schon ungebührlich langen Hals möglichst

weit vorstreckte, die Augenbrauen in die Höhe zog und den Mund spitzte, was ihm ein äußerst drolliges Aussehen verlieh. Zugleich spreizte er die Finger weit auseinander und ruderte mit den Armen in der Luft, als wären sie zwei Balancirstangen, nnd als mache er damit einen ersten waghalsigen Versuch, in beträchtlicher Höhe auf dem Schlappseil zu gehen.

Vollmar konnte sich eines Lächelns nicht erwehren, als er das wunderliche Gebaren des Malers sah: dieser aber, für den es etwas Ungewohntes und höchst Beklemmendes hatte, sich allein in der Gesellschaft einer Dame zu befinden, fühlte sich bei dem unverhofften Zusammentreffen mit einem Bekannten wie von einer drückenden Bürde befreit. Er nickte dem Lieutenant unendlich liebevoll zu und platzte heraus: „Was seh' ich? — O ihr guten Geister! mein Roderich!"

Doch er bereute sogleich, daß er so laut gesprochen habe, und flüsterte, gegen Marie gewandt, in peinlichster Verwirrung: „Ach, verzeihen Sie, Madame — ich vergaß — hm, hm, hm — es kratzt mir heute Abend immer etwas im Halse — hm, hm — — —"

„Sehen Sie, Herr Becker, der Kleine schläft noch," sagte Marie, indem sie den völlig aus dem Concept gebrachten Maler an die Wiege führte.

„Ach, da liegt er ja, der liebe kleine Narr," sagte

Becker und beugte sich zu dem Kinde nieder, „ach Gott — und hat eine Wunde an der Stirn — armes Ding — o weh, o weh, das Unglück! — Aber es ist nur gut, Madame," fuhr er fort, indem er sich wieder aufrichtete und die langen Haare zurückstrich, „es ist nur gut, daß er schläft. Nichts besser als Schlaf, Madame, gar nichts besser. Ich schlafe in einem fort, wenn ich — hm, hm — wollte sagen — — —"

„Der Arzt giebt uns die beruhigende Versicherung, daß die Wunde durchaus nicht gefährlich ist," mischte sich Vollmar, um dem unglücklichen Maler zu Hülfe zu kommen, in's Gespräch.

„Und das arme kleine Kerlchen hat sich sonst nichts zerbrochen an den Gliedern?"

„Gott sei Dank, nein."

„O Madame, dann wird er auch nach einigen Tagen wieder so munter sein, wie ein Wiesel!"

„Wenn nur das böse Wundfieber — — —"

„Ach was, Wundfieber, Madame — thut ihm gar nichts. Ich habe auch einmal das Wundfieber gehabt, als ich die Treppe hinuntergepurzelt war, weil ich — hm, hm, hm! — ei das dumme Halskratzen — aber, was ich eigentlich sagen wollte, es ist doch wirklich ein reizendes Kind, Ihr kleiner Wilhelm, ein köstliches Modell zu einem Amor, auf

Ehre! Ach, Madame Bernhardt, wenn er wieder gesund wird, und Sie mir erlauben wollen, ihn zu malen, — weiß Gott, es würde mich unendlich freuen — natürlich als Liebesgott mit kleinen netten Flügeln hinten — o, Sie selbst würden Ihren Spaß daran haben, Madame, und — — —"

„Ach, Herr Becker, wär' er erst wieder gesund, aber ich fürchte, daß — daß es nicht so schnell gehen wird."

„Meine Schwester ist etwas ängstlich, wie Sie sehen," sagte Vollmar, „aber freilich, welche Mutter wäre das nicht?"

„Na, wissen Sie, Herr Lieutenant, mir würde es wahrhaftig auch nicht leicht um's Herz sein, wenn ich die Mut — — — hm, hm, das leidige Halskratzen —"

In diesem Augenblick erwachte das Kind und weinte. Die Mutter beugte sich schnell zu ihm nieder, es zu beruhigen. Vollmar gab dem Maler einen Wink, und Beide verließen das Zimmer. Becker athmete wieder frei auf, sobald er sich des beengenden Druckes enthoben sah, den die Nähe einer Dame auf ihn übte. Er schleuderte mit der kühnen Miene eines Löwen, der dem Käfig entsprungen ist, sein langes, wallendes Haar zurück, packte den Lieutenant am Arm und sagte in seiner gewöhnlichen flotten Manier, aber

noch immer leise, damit seine Worte drinnen nicht gehört würden: „Sie, tapferer Kriegsmann, heraus mit der Sprache: ist für den kleinen Schnuffel, Ihren Neffen, denn wirklich gar keine Gefahr?"

„Durchaus keine, ich bin davon überzeugt."

„Nun, sehen Sie, das freut mich; er hat da einen teufelmäßigen Puff wegbekommen, und da kann denn unsereins nicht wissen, wie die Geschichte ablaufen wird. Da hab' ich denn auf's Gerathewohl Ihre Frau Schwester so'n bischen beruhigt — war's recht?"

„Sie haben recht gethan, Herr Becker, und ich danke Ihnen."

„Sie dürfen mir's glauben, Lieutenant, es würde mir höllisch leid thun, wenn dem Kinde etwas Menschliches passiren sollte. Er ist doch ein gar zu netter kleiner Bursche — und dann den Schmerz Ihrer Frau Schwester! — Na, sapperment, hoffen wir das Beste!"

Vollmar und der Maler waren mittlerweile auf die Vordiele und bis zur Treppe gelangt. Hier sagten sie sich gute Nacht und trennten sich. Plötzlich aber sprang Becker die vier oder fünf Stufen, die er bereits hinabgestiegen war, mit einem gewaltigen Satz wieder herauf und erwischte den Lieutenant am Arm, als dieser gerade die Thür hinter sich schließen wollte.

„Edler Menschenfreund,“ sagte er hastig, „Sie könnten mir einen Gefallen thun — wollen Sie? Sie dürfen ein ander Mal wieder auf mich zählen, ich werde immer mit größtem Vergnügen zu Ihren Diensten sein.“

„Um was handelt es sich denn, Herr Becker?“ fragte der Lieutenant. Doch die Frage war eine bloße Form, denn es ahnte ihm sehr wohl, um was es sich handle.

„Eigentlich um eine Bagatelle,“ sagte Becker, eine wahre Lumperei, ein Nichts. Ich bin wieder einmal vollständig abgebrannt, arm wie Hiob.“

„Sie scheinen nicht selten in dieser betrübenden Lage zu sein, mein Lieber,“ lachte Vollmar.

„Betrübende Lage?“ entgegnete Becker. „Pah! ich kenne keine betrübende Lage als nur die, in welche uns das nichtswürdige Mittelding mäßiger Wohlhabenheit versetzt. Pfui über solche Erbärmlichkeit!“ — Hier spuckte er über das Treppengeländer. — „Nein, reich will ich sein, oder arm, entweder hoch zu Roß, oder auf den Hund. Alles oder nichts, das ist mein Wahlspruch. Reich bin ich zwei Tage jeden Monat, wenn mir mein Alter Moneten geschickt hat, oder wenn ich ein Bild verkauft habe — arm bin ich die ganze übrige Zeit. Sehen Sie, das sind die zwei

weit auseinander liegenden Pole, zwischen welchen mein rastloser Geist lustig hin und her flattert. An beiden fühlt er sich frei, jeder drückenden Fessel ledig, auf der Höhe freudiger Begeisterung, im Vollgenuß seiner Spannkraft! In der Alltagsmisère aber, die dazwischen liegt, würde er matt die Schwingen hangen lassen und elendiglich verkümmern. Wollen Sie mir fünf Thaler pumpen?"

„Ich fürchte nur, lieber Becker, daß fünf Thaler Sie in den Zustand mäßiger Wohlhabenheit versetzen könnten."

„Seien Sie unbesorgt, dieser schreckliche Zustand wird von sehr kurzer Dauer sein."

„Alsdann willfahre ich Ihnen von Herzen gern. — Nehmen Sie."

„Danke — das macht mit den früheren zwölf —"

„Schon gut, darüber reden wir, wenn Sie einmal wieder reich sind."

„Ja, ja, wenn ich meinen Belsazar verkauft habe."

„Ihren Belsazar?"

„Wie, Sie wissen nicht? Nun, so steigen Sie morgen einmal um eine Treppe höher hinauf in mein Atelier. O Sie werden Augen machen! Adieu, Herr General in spe!"

„Was wolltest Du mir von dem Vater erzählen, als wir vorhin durch diesen wunderlichen Menschen unterbrochen wurden?“ fragte Marie ihren Bruder, als Beide nach einer Weile ihre früheren Plätze neben der Wiege wieder eingenommen hatten, und das Kind eingeschlummert war.

„Ich wollte Dir sagen, Schwester, woraus ich schließe, daß der Vater von Allem unterrichtet ist, was Dich betrifft, und auch weit mehr Antheil daran nimmt, als Du glaubst.“

„Ach, Rudolf,“ sagte Marie mit bekümmerter Miene, „wenn dem so wäre — einerseits würde es mich unsäglich freuen, aber wiederum — sollte nun auch Dich sein Unwille treffen — — —!“

„Deine oft geäußerte Befürchtung, Marie,“ fiel ihr Vollmar in's Wort, „aber eine Befürchtung, die ich nie getheilt habe. Als ich vor einigen Wochen einen kurzen Urlaub genommen hatte und den Vater in D. besuchte, war er freundlicher gegen mich als je zuvor. Ja, es lag in seinem Benehmen gegen mich eine gewisse Herzlichkeit, eine achtungsvolle Rücksicht, wie ich sie nie zuvor an ihm wahrgenommen hatte. Und als er mir beim Scheiden die Hand drückte — die Stiefmutter war gerade nicht zugegen — da fragte er mich zu meinem Erstaunen in einem

liebreichen Tone, ob ich auch hinlänglich mit Geld versehen sei. Fassest Du den Sinn dieser Frage, Schwester? Du weißt, daß er mir zu meiner Gage einen sehr ansehnlichen monatlichen Zuschuß giebt, weil er, wie er sich ausdrückt, will, daß ich eben so cavaliermäßig auftrete, wie irgend einer meiner reichen Kameraden vom Junkerthum. Aber diesen monatlichen Zuschuß hat er selbst berechnet und festgestellt, ohne vorher oder nachher zu fragen, ob er auch hinreiche für den Aufwand, den mir seine Eitelkeit gewissermaßen zur Pflicht macht. Du kannst Dir also denken, wie sehr mich neulich seine Aeußerung in Erstaunen setzen mußte."

„Was hast Du ihm geantwortet, lieber Rudolf?"

„Daß die Summen, welche ich von ihm beziehe, allen meinen Bedürfnissen vollkommen genügten. Er sagte nun kein Wort weiter, und wir schieden. Gestern aber empfing ich von ihm, wie immer pünktlich am Ersten des Monats, einen Wechsel, und siehe da, er lautete auf eine weit größere Summe als sonst."

„Und Du glaubst wirklich, Bruder — — —?"

„Ich glaube, daß er weiß, zu welchem Zweck ich seit längerer Zeit einen Theil meines Ueberflusses anwende, und ich glaube ferner, daß er dies nicht nur billigt, sondern auch sich gedrungen fühlt, wenn

auch nur indirect, die Liebespflicht nun selbst zu übernehmen, die mir bis jetzt oblag. — Freut Dich dies nicht, beste Marie?"

Marie gab keine Antwort. Vollmar sah, wie ein Zug von tiefsinniger Traurigkeit sich auf ihr schönes, mildes Antlitz lagerte.

„Nun, ich begreife," fuhr er fort, „daß eine in solch' versteckter Weise gereichte Gabe, für welche im Voraus jeglicher Dank zurückgewiesen ist, in Deinen Augen nur einen beschränkten Werth haben kann. Es ist ein Almosen, das den Empfänger zu sehr demüthigt, um ihm als Wohlthat zu erscheinen. Vielleicht that ich Unrecht, Dir davon zu sagen. Aber laß uns nicht vergessen, Marie, daß der Geber unser Vater ist, und daß ein bindender Schwur ihn nun einmal verhindert, seine Gefühle offen darzulegen."

Er reichte der Schwester die Hand; sie ergriff sie, preßte sie an ihre Lippen und netzte sie mit ihren Thränen. Einige Augenblicke war sie zu bewegt, um in Worten ihrem Herzen Luft zu machen, doch sie faßte sich schnell und sagte:

„Mißverstehe mich nicht, Rudolf, weder gekränkter Stolz schloß mir soeben den Mund, noch der Schmerz, den es mir verursacht, ohne Dank hinnehmen zu müssen, was mir des Vaters Güte zuwen-

det, nein wahrlich, ganz andere Empfindungen bestürmen mich jetzt, Empfindungen, die mir selber nicht recht klar sind, und die Du vielleicht belächeln wirst. — Sieh', mein Rudolf, als ich vor einem Jahre Wittwe geworden war, und als ich nichts, gar nichts mehr besaß, und die bittere Noth an meine Thür pochte, und ich nun demüthig den reichen Vater anflehte, nicht um Hülfe für mich, nein, um Brot für mein armes, schuldloses Kind, er aber mich nicht einmal einer Antwort würdigte, da kamst Du zu mir und erbotest Dich, mir Vater und Gatten nach besten Kräften zu ersetzen. Du wirst Dich entsinnen, daß ich erst nach langem Widerstreben Deinem liebevollen Drängen nachgab, denn es schien mir nicht durch das Verhältniß der Schwester zum Bruder gerechtfertigt, ein so großes Opfer anzunehmen. Aber bald gewöhnte ich mich daran, von Deiner Güte Alles zu empfangen, ja, es gewährte mir später einen süßen Trost, meine und des Kindes Erhaltung ganz allein Deinem treuen Bruderherzen zu verdanken; und was ich gescheut und gefürchtet, wurde nun meine Freude und mein Glück. Wir Frauen sind nun einmal so. Indem wir uns an den stärkeren Mann anschmiegen, schwindet unter seinem mächtigen Schutz das drückende Gefühl eigener Schwäche, oder,

möcht' ich sagen, es geht in dem erhöhten Bewußtsein unserer Weiblichkeit unter. — Erinnerst Du Dich noch des kleinen Vogels, Rudolf, der einst, als wir noch Kinder waren, durch's offene Fenster in's Zimmer flatterte? Du kauftest einen Käfig und schlossest ihn darin ein. Erst war er wild und unbändig, doch bald wurde er ganz zahm und ließ sich von Dir aus der Hand füttern. Und als nun später einmal die Thür des Käfigs aufgesprungen war, und der Vogel ungehindert davonfliegen konnte, that er es nicht; die Gefangenschaft war ihm nun lieber geworden, als die Freiheit. — Sieh', solch ein armer Vogel bin gewissermaßen auch ich. Auch ich habe mich daran gewöhnt, mich von Dir aus der Hand füttern zu lassen, und nun, da es scheint, als wolle sich der Vater meiner wieder annehmen, ist es mir fast, als greife etwas störend in unser beglückendes, segenvolles Verhältniß ein.

„Aber bin ich nicht eine rechte Thörin, daß ich so rede? Du gabst mir mehr, als Du entbehren konntest, und statt mich zu freuen, daß es Dir ersetzt wird, bin ich traurig. Ich schwebte in tausend Aengsten, daß der Vater Dir zürnen könnte, weil Du in einem dem seinigen so ganz entgegengesetzten Sinne handelst, und nun, da er Dir Billigung und Aner-

kennung zollt, ist mir das Herz nur um so schwerer geworden. Auch frage ich mich: wie und durch wen kann der Vater von unserem, der ganzen Welt verborgenen Thun unterrichtet worden sein? Es lebt also in unserer Nähe ein Späher, der ihm Nachricht gab, ein heimlicher Feind vielleicht, der gehofft hat, uns dadurch zu schaden. — Ach, mein theurer Rudolf, wie glücklich hat mich nicht der Gedanke gemacht, daß wir unsern stillen Frieden so unbeachtet genossen, und welch' erhöhten Reiz gewann nicht unser trauliches Asyl eben dadurch, daß wir es uns mitten in der geräuschvollen Welt zu gründen und vor den Augen neugieriger, neidischer Menschen zu verbergen wußten! Nun aber deckt eine unbekannte, profane Hand unser Geheimniß auf — und ach, es ahnt mir, daß nur Schlimmes daraus entstehen wird!"

Marie hatte sich erhoben und war mit leisen, unhörbaren Schritten von dem schlummernden Kinde weg zu dem Bruder gegangen; sie umschlang seinen Hals mit ihren Armen und neigte sich zu ihm nieder. Er aber schaute ihr voll inniger Liebe in die von Thränen getrübten Augen.

„Bin ich nicht eine rechte Egoistin?" fuhr Marie wehmüthig lächelnd fort, indem sie ihm mit der kleinen, weichen Hand die braunen Locken aus der Stirn

strich und auf diese einen Kuß drückte, „ja, eine recht arge Egoistin, daß ich, weil ich mich so gar fest an Dich angeklammert habe, nun auch zwischen Dir und mir schlechterdings nichts, gar nichts dulden mag, so daß selbst die wiedererwachende Liebe des Vaters meine Einbildungskraft ängstigt, als sei plötzlich ein dunkler Schatten unglückverkündend in unsern kleinen Kreis getreten? Schilt mich, Rudolf, vielleicht bringst Du so meine rebellische Phantasie wieder zur Raison.“

„Wie sollt' ich Dich schelten können, Schwesterchen,“ entgegnete Vollmar, die Liebkosungen Mariens zärtlich erwiedernd, „wie sollt' ich Dich wohl schelten können, da ich nach Deiner Auslegung selbst ein eingefleischter Egoist bin und mich über jedes Deiner Worte freue, weil jedes mir die Liebe kundgiebt, welche Du für mich hegst? Aber ein wenig Egoismus mischt sich ja nun einmal in Alles, was wir fühlen und denken und thun, und da dies der liebe Gott so eingerichtet hat, brauchen wir uns dessen nicht zu schämen. Nein, ich werde mich wohl hüten, Dich zu schelten, denn auch meine Freude über das, was der Vater gethan, ist keine durchaus ungetheilte, vielmehr hat auch mich ein gewisses Unbehagen angewandelt, als werde ein mir ganz allein zustehendes

theures Vorrecht dadurch angetastet. Was Du aber von Spähern und mißgünstigen Berichterstattern fabelst, lieb' Schwesterchen, das — — — —"

Vollmar wurde hier unterbrochen, denn Mariens Dienstmädchen Rike trat leisen Schrittes in's Zimmer und meldete ihrer Herrin, daß draußen ein Packträger sei, der an Madame etwas abzugeben habe.

„Kann er es denn Dir nicht geben, Rike?" fragte Marie.

„Ach, Madame," antwortete das Mädchen, „der drollige Mensch thut so geheimnißvoll, und ich verstehe gar nicht, was er eigentlich will."

„Da wird's wohl das Beste sein, daß ich mit ihm rede," sagte Vollmar, indem er sich erhob und hinausging.

Doch der Packträger war lange nicht zu bewegen, seinen Auftrag auszurichten. Er bestand darauf, mit Madame selber zu sprechen, und erst nachdem ihm Vollmar wiederholt versichert hatte, daß er mit der Madame Bruder gerade so gut verhandeln könne, als mit Madame selbst, und nachdem er auch hinsichtlich des Trinkgeldes einige beruhigende Winke hatte fallen lassen, entschloß sich endlich der eigensinnige Mensch, einen großen Korb, den er mitgebracht, auszupacken.

Vollmar sah nun zu seinem nicht geringen Erstaunen eine Unmasse von Spielsachen zum Vorschein kommen. Eine Kindertrompete, eine Pickelhaube, ein Säbel und ein Gewehr, dann eine Trommel, eine Peitsche und ein Steckenpferd, ferner verschiedene Schachteln mit Zinnsoldaten und noch viele ähnliche Dinge wurden nach und nach aus dem, wie es schien, unerschöpflichen Korbe hervorgeholt, den Vollmar im Stillen mit dem Trinkhorn des Königs Utgartloki verglich, das nicht leer werden konnte, weil es mit einem Ende im Weltmeer stand.

„Aber von wem kommt denn dies Alles?" fragte er.

„Darf's nicht sagen, lieber Herr," war die Antwort.

„Von einem Herrn doch — nicht wahr?"

„Darf's nicht sagen."

„Ei Sie sind ja gewaltig geheimnißvoll."

„Das bringt so das Geschäft mit sich, lieber Herr."

„Und Sie irren sich nicht? Diese herrlichen Sachen sollen wirklich an Madame Bernhardt abgeliefert werden?"

„Nein — ja doch — freilich an Madame Bernhardt — aber — verstehen Sie mich recht — eigent-

lich an einen kleinen Jungen, der krank ist, wie mir der Maler sagte, und — — —"

„Also ein Maler war es? Doch nicht etwa der Maler Becker?"

„Ach Gott, lieber Herr, Sie wissen doch auch Alles aus Einem herauszulocken. Uebrigens hab' ich nichts gesagt, vielleicht war's auch eine Dame, die mir die Sachen gab, konnt's im Dunkeln nicht so genau unterscheiden. — Hier ist noch etwas — eine Patrontasche, glaub' ich — und halt, die Gummibälle und die Tüte mit dem Naschwerk hab' ich ja in der Tasche — so, da wär' denn die ganze Bescherung."

„Und da haben Sie auch ein Trinkgeld, Sie Ausbund von Verschwiegenheit."

„Danke schön, lieber Herr!"

Marie mußte, trotz ihrer trüben Stimmung, doch lächeln, als ihr der Bruder die vielen Herrlichkeiten Stück für Stück vorlegte.

„Aber von wem kommt denn dies Alles?" fragte nun auch sie.

„Du eräthst es nicht, Schwester?"

„Doch nicht von dem Maler?"

„Getroffen! aber es ist ein großes Geheimniß, das er durchaus nicht verrathen haben will."

„Der gute Mensch! seine Theilnahme für meinen kleinen Wilhelm rührt mich tief, aber ich wollte doch, daß er nicht auf diesen wunderlichen Einfall gekommen wäre.“

„Er ist eben ein Genie, Schwester; man muß ihm solche Extravaganzen zu gute halten.“

„Diese Sachen werden ihm viel gekostet haben,“ fuhr Marie kopfschüttelnd fort, „und er sieht mir gar nicht aus, als ob er überreichlich mit Geld versehen wäre.“

„O, in Betreff dieses Punktes darfst Du Dich jeder Sorge entschlagen,“ lachte Vollmar, „er hat sich nur, wie er sich ausdrücken würde, dem prosaischen Zustande mäßiger Wohlhabenheit entrissen, um sich auf die poetische Höhe der Armuth zu erheben, wo allein sein genialer Geist frei und wohlgemuth die mächtigen Schwingen regen kann.“

Marie fühlte sich durch diese Erklärung nicht beruhigt, sie zuckte mit einer mißbilligenden Miene die Achseln und legte die Spielsachen bei Seite. Des Vorfalls wurde dann nicht wieder gedacht.

„Weißt Du noch immer nicht, Rudolf, wer die junge Dame war, die sich heute Vormittag so liebreich meines armen Kindes annahm?“ fragte sie nach einer Pause.

„Ja, ich weiß es jetzt,“ entgegnete Vollmar.

„Nun?“

„Es war Fräulein Clementine von Blumfeld.“

„Sie!“

Vollmar war an's Fenster getreten und schaute auf die jetzt fast ganz dunkle Straße hinaus. Leise näherte sich ihm die Schwester und legte sanft die Hand auf seine Schulter.

„Welch' sonderbarer Zufall,“ sagte sie mit weicher, bewegter Stimme, „ach, hätt' ich das ahnen können — so furchtbar aufgeregt mein Gemüth auch in dem Augenblick war, ich hätte mir doch das schöne und liebenswürdige Mädchen betrachtet, das auf das Herz meines Bruders einen so tiefen Eindruck gemacht hat. Ich habe sie aber kaum angesehen, ja ich glaube, daß ich ihr nicht einziges Wort des Dankes gesagt habe.“

„Ich ging heute Nachmittag hin, Marie,“ erwiederte Vollmar ruhig und kalt, „ich ging hin, weil es mich drängte, ihr den Dank der Schwester zu bringen. Ich hätte mir den Gang ersparen können. Der Baron Klingsporn war nicht zu Hause, und die Baronin empfing mich nicht. Es ist nun das dritte Mal, daß sie mich nicht empfängt. Ich werde nicht wieder hingehen.“

„Wie? Auch bei dem Baron Klingsporn benimmt man sich in dieser Weise gegen Dich?"

„Bei dem Baron Klingsporn, wie überall in jener vornehmen Welt."

„Und auch bei dem Grafen Arnstein?"

„Auch dort."

„Wie erklärst Du Dir diesen plötzlichen Wechsel, Rudolf?"

„Ich erkläre ihn mir gar nicht, liebe Marie, und werde sicherlich nicht nach der Ursache forschen. Wollen mich diese hochadeligen Herrschaften nicht mehr in ihren prunkvollen Salons sehen — nun gut, ich werde mich darüber zu trösten wissen."

„Und sie Alle waren doch stets so voll Freundlichkeit gegen Dich, Bruder."

„Sie werden sich gesagt haben, Schwester, daß sie in ihrer Herablassung gegen einen obscuren Bürgerlichen zu weit gegangen waren, und sie machen jetzt den begangenen Fehler wieder gut."

„Von dem Grafen Arnstein wenigstens dachtest Du bis jetzt, anders Rudolf."

„Ich halte ihn auch jetzt noch für vernünftiger und besser als die meisten seiner Standesgenossen."

„Auch von Fräulein Clementine sagtest Du mir,

daß sie so einfach und natürlich sei, so ganz ohne Dünkel und Vorurtheil."

„Ach ja, so erschien sie mir."

„Lieber Rudolf, wenn doch vielleicht dem Allen etwas ganz Anderes zu Grunde läge, als Du vermuthest."

„Etwas Anderes? O gewiß nicht! Es wird irgend eine ganz besonders fein organisirte adelige Spürnase hinter der Aufmerksamkeit, die ich Fräulein Clementinen zu widmen wagte, Wünsche und Hoffnungen zu wittern geglaubt haben, die für einen Plebejer gar zu kühn waren. Da mag denn das ganze adelige Lager in Alarm gerathen sein. Man denke nur! Der Sohn eines Tuchfabrikanten erhebt dreist seine Augen zu der Tochter eines der ersten Adelsgeschlechter des Landes! O einer solch' unerhörten Frechheit mußte man natürlich gleich von vornherein einen Riegel vorschieben! — Nun, der Riegel ist vorgeschoben worden, und mein Fuß soll die geheiligte Schwelle nicht mehr entweihen. — — Hätt' ich sie nur nie überschritten, es wäre besser gewesen," fuhr er nach einer Weile fort, „man schweife nicht in Sphären hinüber, in denen man doch nie heimisch werden kann; vor allen Dingen aber beklage man sich nicht nachher über erlittene Täuschungen, die doch unmöglich aus=

bleiben konnten. Wer trägt die Schuld? Die Welt, die sich nun einmal so wunderlich gestaltet hat, wie wir sie sehen, oder der Schwärmer, der sich in ein Utopien hineinträumte? — Reden wir nicht weiter davon, Marie. Jener adelige Spürhund war auf eine falsche Fährte gerathen, denn noch waren keine kühnen Wünsche und Hoffnungen in mir erwacht; aber sein Kläffen hat mich doch bei Zeiten gewarnt, und ich weiß ihm Dank dafür."

Marie schwieg, aber sie schmiegte sich fester an den Bruder und glättete mit ihrer Hand seine gerunzelte Stirn.

„Beklagen wir uns nicht, weil die Welt so voll Ungereimtheiten und Verkehrtheiten ist," schloß Vollmar, „denn auf unser Verhältniß kann sie, Gott sei Dank, nicht einwirken."

„Sie könnte es durch ihre Ungerechtigkeit wo möglich nur noch fester und inniger machen, lieber Rudolf."

„Wodurch sie selbst uns nur noch entbehrlicher würde, Marie."

Siebentes Kapitel.

Der Leser macht die nähere Bekanntschaft des Königs Belsazar.

Der Maler Becker stand vor seiner Staffelei, in der Hand hielt er einen Borstpinsel von beträchtlicher Größe. Auf die Staffelei aber hatte er einen kleinen Handspiegel gestellt, und mit dem großen Borstpinsel seifte er sich ein. Becker war nämlich im Begriff, sich zu rasiren.

Er machte dabei unläugbar eine sehr auffallende Figur. Seine langen, dünnen Beine steckten in einem Paar Hosen von erbsengelbem Nankin, und seinen schmächtigen Oberkörper umschloß eine Jacke von demselben Stoff und derselben Farbe. Hosen und Jacke waren zwei so unnachgiebige, widerspenstige Kleidungsstücke, wie man sie sich nur irgend vorstellen kann. Sie schienen einen Eid geschworen zu haben, den Dienst, zu welchem sie verdammt waren,

nur in sofern zu leisten, als sie sich demselben schlechterdings nicht entziehen könnten; denn die Hosen reichten kaum zur Hälfte über die sehr bescheidenen Waden hinab, und die Jacke sträubte sich aus aller Macht gegen jede Annäherung an die dünnen Handgelenke. Um die Mitte des Körpers aber ließen beide mit einer grimmigen Verbissenheit, die allen gütlichen Ueberredungsversuchen Hohn sprach und selbst den strengsten Zwangsmaßregeln trotzte, einen handbreiten Raum unbedeckt, und zeigten eine unbesiegbare Neigung, bei jedem denkbaren Anlaß diesen Raum nach Möglichkeit noch zu vergrößern.

Becker behauptete, daß dieser störrische Hang zum Zurückziehen und Vertiefen in sich selbst durch das viele Waschen in demoralisirendem Seifenwasser hervorgerufen sei; und um solch tückischer Laune nicht neue Nahrung zu geben, hatte er seine „Nankins“, wie er beide Garderobestücke zusammenfassend nannte, seit Jahren nicht mehr waschen lassen. Darum bleibt es denn auch zweifelhaft, ob die erbsengelbe Farbe, der sich die Nankins erfreuten, eine ursprüngliche war, oder ob sie erst nach und nach in gleicher Weise entstand, wie die jener denkwürdigen Chemise der spanischen Prinzessin Isabella unsaubern Andenkens, von welcher uns die Geschichte berichtet.

Neben Herrn Becker saß sein Kammerdiener. So nannte er nämlich eine große Gliedergruppe, deren er sich beim Studium des Faltenwurfs bediente. Der Kammerdiener trug heute das sehr geschmackvolle Costüm des Königs-Belsazar, und seine Attitüde war genau dieselbe, welche man jenen tempelschänderischen Tyrannen selbst auf einem an der Wand hangenden großen Carton einnehmen sah, das heißt, er lehnte sich, wie starr vor Entsetzen, in den Sessel zurück und streckte, wie um ein fürchterliches, Herz und Hirn erschütterndes Schrecknis von sich abzuwehren, die Arme mit weit auseinander gespreizten Fingern vor sich hin. Dabei hob er zugleich das eine Bein, als sei er fest entschlossen, nöthigenfalls dem grausigen Gespenst einen sehr nachdrücklichen Fußtritt zu versetzen.

In der That, die Attitüde des durch die Gliederpuppe dargestellten Königs Belsazar hatte etwas sehr Ausdrucksvolles und Ergreifendes, nur müssen wir zu unserem Bedauern gestehen, daß der Effect durch die Kammerdienerrolle, welche Seine Majestät jetzt hatte übernehmen müssen, nicht wenig beeinträchtigt wurde: denn über seinen einen Arm waren die schwarzen Tuchhosen des Herrn Becker, und über den andern dessen seidene Weste und neuer Rock geworfen, und

ferner hingen ihm über das Gesicht herunter ein Paar Vatermörder und ein Halstuch. Zwar wurde, was wir gern einräumen, diese Störung der malerischen Wirkung einigermaßen durch einen schwarzen Cylinderhut wieder gut gemacht, der ihm etwas schief auf das Hinterhaupt gedrückt war und den Ausdruck von tödtlicher Angst und wilder Verzweiflung beträchtlich erhöhte; aber die Harmonie des Ganzen hatte doch gelitten.

Becker hatte die eine Hälfte seines magern, blassen Gesichts rasirt, als sein Freund Adolf Rottmayer in's Zimmer trat. Da Becker gerade mit der sehr schwierigen Partie beschäftigt war, die sich unmittelbar unter der Nase befindet, und da er dabei in wunderlichster Weise den Mund spitzte, konnte er die Begrüßung Adolf's nicht erwiedern, man müßte denn ein eigenthümlich hervorgewürgtes Grunzen, das wie das eines Spanferkels klang, für das übliche „Guten Morgen" gelten lassen.

„Es ist mir soeben etwas Seltsames passirt," begann Adolf, nachdem er sich vergeblich nach einem reinen Fleck umgesehen hatte, auf den er seinen Hut hätte legen können.

Ein abermaliges Grunzen Becker's deutete Adolf so: Sprich, lieber Freund, ich bin ganz Ohr.

„Als ich die Treppe hinaufstieg und bis zum dritten Stock gelangt war,“ erzählte Adolf, indem er den Hut dem König Belsazar auf den aufgehobenen Fuß hängte, „begegnete mir ein ältlicher Mann, der aus dieser Etage zu kommen schien. Er war ärmlich gekleidet und hatte ein krankhaftes, leidendes Aussehen. Ich beachtete ihn nicht weiter, er aber stieß, als wir dicht an einander vorbeigingen, einen halbunterdrückten Schrei aus, starrte mir mit der Miene höchster Ueberraschung in’s Gesicht und lehnte sich an das Treppengeländer, als beraube ihn die Gemüthsbewegung, die sich seiner bemächtigt hatte, der Kraft, sich aufrecht zu halten. Ich dachte, der Mensch sei verrückt, und ging schnell weiter, er jedoch sah mir ganz verstört nach und murmelte wiederholt, ich weiß nicht welchen Namen, halblaut vor sich hin.“

„Das dürfte wohl mein Nachbar gewesen sein,“ sagte Becker, der jetzt glücklich über die schwierige Partie hinausgekommen war.

„Wer ist denn Dein Nachbar?“ fragte Adolf.

„Ich kann Dir über ihn wenig mehr sagen, als daß er Merkmann heißt, und daß er vor etwa acht Tagen die Kammer hier nebenan bezog. Ich habe ihn nur zwei- oder dreimal gesprochen. Ich erfuhr nämlich, daß er krank sei, und da es dem armen

Teufel an Allem zu fehlen schien, machte ich ihm einen Besuch, um ihm großmüthiger Weise meine Hülfe anzubieten.“

„Ist der alte Mensch verrückt?“

„Keineswegs, nur ein wenig exaltirt und sehr geheimnißvoll.“

„Womit beschäftigt er sich?“

„Er sieht zum Fenster hinaus.“

„Eine prächtige Unterhaltung, falls er eine eben so reizende Aussicht hat, wie Du — im Vordergrund die Dachrinne, und drunten in der Vogelperspective den Hirschgraben!“

„Er sieht nicht auf die Dachrinne und nicht auf den Hirschgraben, sondern auf das schöne neue Haus dort drüben.“

„Du sprichst in Räthseln.“

„Ich spreche von einem Räthsel, dessen Lösung ich zu finden hoffe, Freund Adolf. Bis jetzt weiß ich nur, oder vielmehr vermuthe ich nur, daß zwischen diesem Merkmann und meinem vis-à-vis, dem Herrn von Kwilezki, eine geheime Beziehung besteht.“

„Pah! — zwischen dem eleganten Kwilezki und diesem Bettler!“

„O ich weiß, was ich sage. Denn nicht nur, daß Merkmann von Morgen bis Abend auf die

Wohnung Kwilezki's hinüberstarrt, nein, auch Kwilezki sah ich mehr als einmal einen forschenden Blick nach dem Fenster Merkmann's richten und sich dann schnell und mit einer unwilligen Geberde abwenden. Und noch mehr — — hörst Du aber auch, was ich sage? Was thust Du?"

„Ich mache eine kleine Notiz für meinen Roman. Ich thue dies immer, so oft mir etwas Ungewöhnliches begegnet. Frische Eindrücke von Erlebtem sind für den Schriftsteller zu werthvoll, als daß er sie nicht sogleich fixiren sollte. Entschuldige mich also einen Augenblick."

Und Adolf trug mit der Bleifeder folgende Worte in sein Notizbuch ein:

„Einem unerklärlichen psychologischen Phänomen zufolge bemächtigte sich dieses Greises, sobald er Guido erblickte, die vollkommene Ueberzeugung, daß er keinen Andern vor sich habe, als den so lange als todt beweinten Sohn des Grafen von Hohenfels. Er erblaßte, taumelte zurück und klammerte sich, um nicht umzusinken, mit den kraftlosen Händen an die marmorne Balustrade der Terrasse. Die Blitze, die aus seinen Augen schossen — welch dämonischer Gluth mochten sie entspringen? — Und auf der starren Stirn — was für eine Schwüle, was für

räthselhafte, fernherrollende Gewitter umlagerten diese eherne Wölbung!"

„Du wolltest sagen, Becker?" nahm er das Gespräch wieder auf, indem er mit einer dem jungen Grafen von Hohenfels sehr angemessenen Miene das Notizbuch wieder in die Brusttasche schob.

Becker, der, während sein Freund schrieb, das gebrauchte Rasirmesser abgewischt und in den Malkasten gelegt hatte, wo er es gewöhnlich aufbewahrte, war mittlerweile in einen ganz andern Gedankenkreis hineingerathen, und zwar gerade in dem Augenblick, als er ganz absichtslos seine Hände in die völlig leeren Taschen der erbsengelben Beinkleider steckte.

„Du wolltest sagen, Becker?" wiederholte Adolf.

„Ja richtig!" rief Becker, „bald hätt' ich's vergessen. Gut, daß Du mich darauf bringst. Du solltest mir wohl nicht ein paar Thaler pumpen können? Nächste Woche bekomm' ich Geld vom Alten, und ich zahl' es Dir alsdann zurück."

„Meine Kasse ist gerade jetzt nicht zum besten bestellt," antwortete Adolf mit einer Aufrichtigkeit, die dem Grafen Guido alle Ehre gemacht haben würde, „nimm jedoch, was Du hier finden wirst." Und er reichte mit vornehmer Nachlässigkeit dem Freunde seine Börse hin.

Dieser überzählte die darin enthaltene Baarschaft.

„Vierzehn Groschen zwei Pfennige!“ rief er mit komischem Pathos. „Nein, erhabener Menschenfreund, meine besseren Gefühle sträuben sich gegen den Gedanken, aus dieser welken Blume auch nur den millionsten Theil eines Tropfens Honig zu saugen. Dein Edelmuth rührt mich zu Thränen, aber er beschämt zugleich meine Uneigennützigkeit. Nimm, Freund, nimm zurück eine Gabe, welche die Schamröthe auf meine Wangen lockt. Nimm, und vergiß nicht, diesen ergreifenden Moment zu fixiren!“

Becker machte die Pantomime, als wische er sich eine Thräne aus den Augen, und reichte mit abgewandtem Gesicht Adolf die Börse.

„Höre, Freund Adolf,“ fuhr er dann lachend fort, „ich habe einen prächtigen Plan entworfen, und Du mußt mir helfen, ihn auszuführen. Sieh', ich habe mir gedacht, daß, da Dein würdiger Herr Papa schon einen Mieris von meiner Hand besitzt, er mir auch einen sehr werthvollen Rembrandt abkaufen könnte. Hier ist einer. Ich hab' ihn acht Tage lang im Rauchfang hängen lassen und ihn dann mit einer Mischung von Mastix und Asphalt bestrichen: er ist jetzt süperb!“

Mit diesen Worten holte er ein in einer Ecke an

die Wand gelehntes Bild hervor und stellte es auf die Staffelei. Es war ein nach der Natur gemalter Kopf von mehr als zweifelhaftem Werth.

„Bewundere, Freund, dieses vortreffliche Gemälde,“ rief Becker, „erfreue Dich an dieser originellen Vernachlässigung der Formenschönheit, erstaune über diese kindlich naive Technik, versenke Dich in dieses undurchdringliche Helldunkel! Ueberzeuge Dich ferner von der unbestreitbaren Echtheit dieser herrlichen Schöpfung! Sieh' her, steht da nicht groß und deutlich der volle Name Rembrandt von Ryn? Und die Jahreszahl 1660? — Nun, was sagst Du, sollten wir damit nicht einen hübschen kleinen Handel machen können, wenn wir das Ding nur geschickt einfädeln?“

„Dein Rembrandt ist in der That ein staunenswerthes Kunstproduct,“ entgegnete Adolf lachend, „und ich zolle Dir meine volle Bewunderung; aber, wenn ich bitten darf, beglücke einen Andern damit, und nicht meinen Vater, der mit solchen Schätzen schon überreichlich gesegnet ist.“

„Ach was, Unsinn, wenn Dein Vater — — —“

„Ich muß wirklich darauf bestehen, daß mein Vater verschont bleibe. Spiele meinem reichen Onkel so viele Possen, als Du willst, ich werde nichts da-

gegen haben, aber mein Vater soll keine Rembrandts mehr kaufen, wenn ich es verhindern kann."

„Deinem Onkel?" fragte Becker. „Hat denn der auch so eine Marotte?"

„O ja."

„Euer Familienname sollte eigentlich nicht Rottmayer, sondern Marottmayer sein."

„Mein Onkel," sagte Adolf, „sammelt Alterthümer aus der Stein- und Bronzezeit, Streitäxte, Kornquetscher, Pfeilspitzen, Feuersteinsägen und Scherben von Schüsseln und Töpfen aus den Pfahlbauten."

„Und dergleichen alten Kram kauft er?"

„Gewiß, und bezahlt ihn gut."

„Schade, daß ich davon nichts habe," sagte Becker, indem er sich im Atelier umsah, als sei doch nicht jede Möglichkeit ausgeschlossen, daß in irgend einem Winkel auch Pfahlbausachen liegen könnten, die seiner Beachtung bis jetzt entgangen wären. „Aber halt, da kommt mir ein glücklicher Gedanke," rief er. „Weißt Du, was ich thue? Ich streiche den Namen Rembrandt aus, vergrabe mein Bild in ein Torfmoor, laß es eine Zeit lang da liegen und geb' es nachher für ein Pfahlbaugemälde aus. Wird es so wohl gehen?"

„Ich glaube nicht," entgegnete Adolf lächelnd,

„aber ein anderes Mittel könnt' ich Dir angeben, ein- für allemal aus der leidigen Geldnoth herauszukommen."

„Nenn' es mir, Bruder!"

„Es würde Dich zum reichen Manne machen, Becker."

„Mache mich reich, Herzensfreund, und sei versichert, daß ich Dir dann mit aufrichtigem Dank die neunzehn Thaler zurückgeben werde, die Du mir nach und nach gepumpt hast."

„Was sagst Du zu einem Heirathsgut von fünfzigtausend Thalern und der Aussicht, dereinst eine viermal so große Summe zu bekommen?"

„Ha! um diesen Preis heirathe ich unbedenklich jedes junge, schöne und liebenswürdige Mädchen, das Du mir nennen wirst."

„Aber wenn es sich nun darum handelte, meine Cousine Lotte zu heirathen?"

„Ist sie schön?"

„Man hält sie allgemein für sehr hübsch."

„Ist sie jung?"

„Sie ist einundzwanzig Jahre alt. Im Ernst, Becker, würdest Du sie nehmen, wenn sie Dich wollte? Sie ist ein gutes, vortreffliches Mädchen, das kann ich Dir versichern, Du würdest ein ruhiges, friedliches Leben mit ihr führen."

„Ich ein ruhiges, friedliches Leben führen!“ rief Becker. „Ich ruhig und friedlich leben mit fünfzigtausend Thalern!“ Er warf sich unter schallendem Lachen auf einen Stuhl, da aber dieser ein bedenkliches Krachen hören ließ, fuhr er schnell wieder auf und rannte mit so langen Schritten, als ihm die engen „Nankins“ zu machen nur irgend gestatteten, im Atelier umher. Dabei rief er in einem fort: „Ich ein stilles und gemüthliches Leben führen mit fünfzigtausend Thalern! O Adolf, Adolf, was bist Du doch für ein köstlicher Narr! Schreib' es in Dein Notizbuch, göttlicher Schriftsteller, fixire es, fixire es!“

Plötzlich wurde er wieder ruhig und wandte sich mit großem Ernst an Adolf.

„Warum willst Du mich denn eigentlich in die goldenen Ketten dieser Circe legen?“ fragte er. „Nur um mich reich zu machen?“

„Aufrichtig gesagt, weil ich auch nebenbei hoffe, sie von einer Liebe zu heilen, die doch nie erwiedert werden könnte.“

„Ah! — Sie ist wohl in Dich verliebt?“

„Es scheint so,“ sagte Adolf, indem er mit einer selbstgefälligen Miene die Finger durch seine duftenden Locken gleiten ließ.

„Ich soll Dir mithin gewissermaßen als Blitz-

ableiter dienen?" fuhr Becker fort. „Ich soll die sprühenden Funken ihrer Liebe auffangen, damit sie Dich nicht versengen? Ich soll Dir das Wetterdach sein, an dem ihre Thränen niedergleiten, die Schutzmauer, an der sich der Sturm ihrer Gefühle bricht?"

Er stellte sich dicht vor Adolf hin, legte beide Hände auf dessen Schultern und sah ihm ernst und sinnend in's Gesicht.

„Sieh', Bruder," fuhr er dann in pathetischem Tone fort, „das ist nun einmal wieder ein Zug von Dir, der mich innig rührt. Woran soll man den wahren Freund erkennen? An dem, was er giebt, und an dem, was er fordert. Alles für Alles ist der Wahlspruch echter Hingebung, und wahrlich, Du handelst danach! Vorhin stelltest Du mir mit heroischer Opferwilligkeit Dein ganzes Vermögen, vierzehn Groschen zwei Pfennige, zur Verfügung, jetzt verlangst Du von mir, daß ich Deine Cousine heirathe, damit sie Dich in Ruhe lasse. Das nenn' ich groß, erhaben, eines Pylades würdig! Eines Pylades, sag' ich? — Nein, zu dieser Höhe der Gesinnung konnte sich selbst das alte Hellenenthum nicht emporschwingen, nur ein deutscher Jüngling ist einer solchen Gefühlsüberschwenglichkeit fähig. Laß mich Dich an mein dankerfülltes Bruderherz drücken!"

„Sei gescheidt, Becker," sagte Adolf, nachdem er sich nicht ohne Mühe aus der Umarmung des Malers losgemacht hatte, „sei gescheidt und überlege Dir meinen Vorschlag."

„Ich überlege nie etwas," betheuerte Becker, „und noch in dieser Stunde soll die Bewerbung um Deine Dich liebende Cousine eingeleitet werden. Willst Du mich ihr vorstellen? Rasirt bin ich schon, im Handumdrehen werde ich meine Toilette beendigt haben, und wir wollen dann keine Minute verlieren. Unterwegs aber sollst Du mir einige gute Lehren geben, wie ich mich bei der Courmacherei zu benehmen habe. Du bist ja darin Meister, ich aber widmete bisher meine zärtlichen Gefühle nur Frauen von weniger zartem Naturell; sie waren durchaus nicht spröde, und da war ich es denn auch nicht. Aber in Gesellschaft von Damen — o, da bin ich ein entsetzlicher Tapps und bekomme jedesmal das Schlucken. Das geschah mir auch gestern Abend, als ich eine junge, schöne Frau besuchte, eine Frau, sag' ich Dir — nein, keine Frau, kein irdisches Wesen, einen wahren Engel, eine Göttin aus lichten Himmelshöhen! — Ich liebe sie, ich bete sie an — ach, und nun Deine Dich liebende Lotte — gräßlich, gräßlich!"

„Wer ist denn diese Göttin?"

„Sie wohnt hier im Hause im zweiten Stock, heißt Madame Bernhardt und ist Wittwe.“

„Und Du besuchst sie?“

„Behüte Gott! Ich ging nur gestern Abend hinunter, um mich nach ihrem kleinen Knaben zu erkundigen, der eine Wunde am Kopf bekommen hat.“

Während dessen hatte Becker seine Nankins mit dem Anzuge vertauscht, den ihm der König Belsazar schon seit einer Stunde präsentirte.

„Gehen wir!“ rief er.

„Du willst also wirklich bei meinem Onkel eine Visite machen?“ fragte Adolf.

„Jures halber will ich mit Dir dahin gehen. Ich überschreite ja darum noch keinen Rubicon.“

„So komm denn!“

Achtes Kapitel.

Der Maler Becker läßt sich der hübschen Lotte Rottmayer vorstellen und bekommt wieder das Schlucken.

Daß Adolf Rottmayer's Onkel, Friedrich Rottmayer, ein Alterthumsforscher war, mußte Jeder leicht errathen, der die Schwelle seiner Wohnung überschritt und nur einen flüchtigen Blick um sich warf. An den Wänden hingen alte Helme, Harnische, verrostete Schwerter, Lanzen und Hellebarden, Armbrüste und schwerfällige Hakenbüchsen — man hätte denken können, in eine Rüstkammer des Mittelalters gerathen zu sein. Noch mehr aber als von diesen Mordwerkzeugen einer entschwundenen Zeit wurde die Aufmerksamkeit des Besuchers von großen Glasschränken gefesselt, in welchen Herr Friedrich Rottmayer eine Unmasse von Gegenständen aufbewahrte, deren Alter

nicht wie das der eben genannten nach Jahrhunderten, sondern nach Jahrtausenden zählte. So sagte nämlich mit großer Salbung Herr Friedrich Rottmayer, wenn er die Schränke öffnete, um einem Liebhaber von Alterthümern die darin enthaltenen, aus Hünengräbern und Pfahlbauten genommenen Schätze zu zeigen. Es waren hier Beile, Meißel und Messer, Speer- und Pfeilspitzen, Weberschiffchen und Kornquetschen aus Stein, Feldhacken aus Hirschhorn, Nähnadeln und Haarnadeln aus Knochen, Kochhäfen, Trinkschalen, Töpfe, Netzsenker und wunderliche Thierbilder aus Thon, Schüsseln, Quirle, Kämme, Keulen, Dreschflegel, Jagd- und Kriegsbogen aus Holz, allerlei kleine Geräthe aus Bären- und Eberzähnen, dann eine Menge von kleinen, flachen Pappschachteln, worin verkohlte Weizen- und Gerstenkörner, Aepfel- und Birnenkerne, Haselnüsse und Schlehsteine lagen, ferner zusammengeklebte Glasscheiben, zwischen welchen man winzig kleine, fast ganz schwarze Ueberreste von Matten, Geflechten und Fischernetzen aus Bast oder Flachsfäden sah, endlich zahllose Gegenstände aus Bronze und Eisen, wie — doch halt, der Leser ist kein Alterthumsforscher, ich bin es eben so wenig — zwei triftige Gründe, die mich bestimmen, ihm und mir die weitere Aufzählung dieser Raritäten zu ersparen.

Ich habe gesagt, daß Jeder, der die Schwelle des Herrn Friedrich Rottmayer überschritt, leicht wahrnehmen konnte, daß er sich bei einem Alterthumsforscher befinde; ich hätte aber mit eben so vielem Recht sagen können, daß Jeder errathen mußte, einen solchen vor sich zu haben, der — mochte es sein wo immer — Herrn Friedrich Rottmayer selbst zum ersten Mal sah.

Wie kam das? Lag es daran, daß seine langen, wirren grauen Haare eine merkwürdige Aehnlichkeit mit dem Pfahlbaufransen aus Flachs hatten, die er so gern vorzeigte? Oder etwa daran, daß seine Nase einem Steinkeile glich? Oder thaten es die großen schwarzen Zähne, die aussahen wie verkohle Pfahlköpfe? Oder bewirkten es die unergründlich tiefen Falten an Stirn und Schläfen, welche die Idee von längst entschwundenen Jahrtausenden erweckten? Oder rührte es davon her, daß man bei Betrachtung seiner großen, plumpen Gliedmaßen und schwerfälligen Bewegungen unwillkürlich an einen Hünen denken mußte? — Ich weiß es nicht; so etwas fühlt sich heraus, läßt sich aber nicht beschreiben. Genug, wie Herr Friedrich Rottmayer innerlich in der Stein- und Bronzezeit lebte und webte, so hatte auch seine äußere Erscheinung etwas Pfahlbau- und Hünenhügelartiges

an sich, das Jedermann auffallen mußte, übrigens durchaus nicht abstoßend war, vielmehr sich mit einer gewissen derben Gutherzigkeit und Gemüthlichkeit paarte, die sehr für den alten Herrn einnahm. Freilich konnte er auch zu Zeiten sehr jähzornig sein, wie es weiland die Berserker waren; doch dauerte dieser Gemüthszustand nie lange.

Wenn nun aber auch Herr Friedrich Rottmayer so aussah, daß man sich unmöglich einen ehemaligen Pfahlbaubewohner anders denken konnte, so war dagegen in dem Aeußern seiner Tochter Lotte nicht das Mindeste, was sich mit der Idee von einer Pfahlbaujungfrau vertragen hätte. Sie hatte eine volle, runde, aber zugleich äußerst zierliche Gestalt, eine blühende, aber zugleich sehr zarte Gesichtsfarbe, schelmisch lachende Augen und einen schelmisch lächelnden, überaus niedlichen kleinen Mund.

In dem Augenblick freilich, den wir gewählt haben, um den Leser bei Herrn Friedrich Rottmayer einzuführen, lächelte weder Lottens kleiner Mund, noch lachten ihre schönen Augen; vielmehr lag ein Ausdruck von tiefer Wehmuth auf ihrem lieblichen Gesichte, während sie, auf dem Sopha sitzend, einer langen und breiten Auseinandersetzung ihres Vaters zuhörte — wenigstens zuzuhören schien, denn viel-

leicht waren ihre Gedanken mit dem Buche beschäftigt, das in ihrem Schooß ruhte, vielleicht auch mit dem Verfasser dieses Buches, der kein Anderer war als ihr hübscher Vetter Adolf Rottmayer.

„Vornehmlich ist es aber das Zeugniß des alten Herodot, auf das wir uns hierbei berufen dürfen," deducirte Herr Friedrich Rottmayer, indem er im Zimmer auf und ab schritt und häufig mit dem Zeigefinger die Steinkeil-Nase rieb. „Du weißt doch, Lottchen, wann Herodot lebte? Ich hab' es Dir oft genug gesagt."

Lotte schien die Frage überhört zu haben, denn sie gab keine Antwort.

„Wann lebte Herodot, mein Kind?" wiederholte Herr Rottmayer.

„Fünftehalb Tausend Jahre vor Christi," sagte Lotte halb wie im Traum — sie hatte soeben verstohlener Weise ein paar Zeilen in dem Buche gelesen.

„Fünftehalb Hundert Jahre," verbesserte sie ihr Vater, „fünftehalb Hundert Jahre vor Christi, Kind. Nun, was sagt Herodot? Er sagt wörtlich: „Die aber um den Berg Pangaeos und die Doberer und die Agrianer und die Odomanter, und die am See Prasias, die wurden von dem Megabazos gar nicht bezwungen. Er versuchte zwar auch die zu unter-

werfen, die in dem See selber wohnen, auf folgende Art: Mitten im See stehen zusammengefügte Gerüste auf hohen Pfählen, und dahin führt vom Lande nur eine einzige Brücke. Und die Pfähle" — aber hörst Du auch, was ich Dir sage, Kind?"

„Ja wohl, Papa."

„Was sagte ich denn?"

„Du sprachst von — von Pfahlbauten."

„Von Pfahlbauten allerdings, aber von welchen Pfahlbauten?"

„Von den kürzlich entdeckten — in Mecklenburg — wenn ich nicht irre."

„Aber Du irrst gewaltig. — Mecklenburg! — Was wußte Herodot von Mecklenburg!"

„Ich meinte — — — —"

„Was?"

„Daß Herodot vielleicht ein Mecklenburger gewesen sei."

Das war für den Herrn Rottmayer zu viel; er schlug mit einem gewaltigen Klatsch, der Lotte zusammenfahren machte, die Hände über den Kopf zusammen und rief: „Gott steh' mir bei! Herodot ein Mecklenburger! Aber bist Du denn rein von Sinnen, Lotte? Woran denkst Du nur, wenn ich mit Dir rede? Sag', woran denkst Du?"

Lotte senkte das Köpfchen und schwieg.

„Was ist das für ein Buch, das Du da in der Hand hältst?“ fragte der alte Herr weiter.

„Es ist Adolf's Roman: Wenn der Frühling kommt.“

„Hol' der Henker ihn und seinen flauen Roman!“ platzte Herr Rottmayer zornig heraus. „Seitdem Du dieses wässerige Zeug liesest, kann man kein vernünftiges Wort mit Dir reden. Wenn der Frühling kommt! — schon der dumme Titel allein erregt mir Ekel. Ich werde das abscheuliche Buch in den Ofen werfen und auch sonst dafür sorgen, daß der Hans Quast, der Adolf, Dir keine Mucken mehr in den Kopf setzt. Den Herodot sollst Du lesen, das heißt die deutsche Uebersetzung von Lange; sie ist die beste, die — — — —“

Herr Rottmayer hielt plötzlich inne, sowohl in seinem raschen Gange als in seiner Rede, denn ein leises Schluchzen drang vom Sopha herüber an sein Ohr.

Es muß hier bemerkt werden, daß Herr Friedrich Rottmayer, vielleicht eben weil er gewohnt war, den Werth der Dinge nach ungeheuern Zeiträumen zu schätzen, das Alter seiner Tochter als eine verschwindend kleine Größe, sie selbst aber als ein kleines Kind

betrachtete und auch demgemäß behandelte. Er war von diesem crassen Irrthum schlechterdings nicht abzubringen und würde in seinem Benehmen gegen Lotte nichts geändert haben, hätte sie auch ihren Taufschein, in einen Rahmen gefaßt, von Morgen bis Abend auf der Brust getragen.

„Warum weinst Du?" fragte Herr Rottmayer barsch. „Wirst Du mir antworten, Lotte," fuhr er fort, als sie nur neue Thränen vergoß, „warum weinst Du?"

„Ach, Papa," stammelte das eingeschüchterte Mädchen, „Du erschreckst mich immer so sehr, wenn Du — wenn Du — — —"

„Larifari! — ich erschrecke Dich — Unsinn!" brummte Herr Rottmayer. „Aber ich weiß, auch ohne daß Du mir's sagst, recht gut, was Dir in Deinem kindischen Kopf herumgeht. An den Taugenichts und Habenichts, den Adolf, denkst Du den ganzen Tag, seine albernen Romane haben Dich hirnwund gemacht, da träumst Du Dich denn in allerhand idyllische Situationen hinein, schwärmst als lämmerweidende Phyllis in schattigen Hainen mit Deinem flöteblasenden Damon und nimmst all' die süßen Liebesworte, die er Dir in's Ohr flüstert, für baren Ernst. Aber Du täuschest Dich, Adolf hat

keine ernsten Absichten, das sag' ich Dir, der ich die Welt kenne und die Menschen zu beurtheilen weiß. Und gut ist es nur, daß er es sich nicht einfallen läßt, mein Schwiegersohn werden zu wollen, denn Keiner wäre mir weniger genehm, als gerade dieser Wasserdichter mit seinem abscheulichen: „Wenn der Frühling kommt.“ Ueberhaupt muß ich Dir rund heraus erklären, Lotte, daß die ganze Wirthschaft drunten in der Parterrewohnung mir mit jedem Tage mehr zuwider wird. Was treiben die Leute da? Nichts als Thorheiten! Da kauft mein Bruder für schweres Geld die nichtswürdigsten Schmierereien, läßt seinen Restaurator Adolf ein wenig daran herumpinseln, wodurch sie wahrlich nicht besser werden, und macht dann sich selber und allen Menschen weiß, einen echten Rubens oder Titian oder Paul Veronese zu besitzen — pah! — lächerlich! — Ja lächerlich und verdammlich,“ fuhr Herr Friedrich Rottmayer, immer mehr in Hitze gerathend, fort, „höchst lächerlich und sehr verdammlich! Sein ganzes großes Vermögen hat mein Bruder in den Lumpenkram gesteckt, und wenn das Bilderkaufen so fortgeht, wird er sich mit seinen Rafaels und Correggios noch vollends an den Bettelstab bringen. Da muß denn für den äußersten Nothfall auf eine Rettung Bedacht genom-

men werden, und meine schlaue, intriguante Schwägerin hat es denn auch glücklich herausgeklügelt, wo diese zu suchen ist — für ihren Adolf wenigstens, dem sie eine wahre Affenliebe widmet: sie will diesen süßen Adolf an mein Kind verheirathen. Aber mein Kind soll nicht aus Speculation geheirathet werden, mein Kind soll überhaupt noch gar nicht geheirathet werden — dazu ist es noch lange Zeit. Und, kurz und gut, die ganze Geschichte wird mir nachgerade in der Seele zuwider. Seinen Antheil am Hause hab' ich meinem Bruder schon vor zwei Jahren abgekauft, es gehört nunmehr mir ganz allein. Er zahlt mir die Miethe nicht, über die wir einig geworden waren; ich werd' ihm kündigen! Du aber, Lotte, sollst mir wieder vernünftig werden, und wenn meine Ermahnungen ohne Wirkung bleiben, so schicke ich Dich wieder auf ein paar Jahre in's Pensionat!"

Nachdem Herr Friedrich Rottmayer mit dumpfer Hünengrabesstimme diese fürchterliche Drohung ausgestoßen hatte, rannte er aus dem Zimmer und schlug die Thür so heftig hinter sich in's Schloß, daß die alten Rüstungen an den Wänden klirrten und Lotte erschrocken zusammenfuhr. Doch sie faßte sich schnell wieder, hob das in ihrem Schooß ruhende Buch bis zur Höhe ihres Angesichts, wischte sich die Thränen aus den Augen und las halblaut:

„O Zauber der ersten Liebe! süße Trunkenheit des Lebensfrühlings! Bei der Annäherung Zenairens stieg die ungestüm aufwallende Bewegung des Jünglings bis zum völligen Wahnsinn. Die Blume der Engel — so nannte man Zenaire — diese unvergleichliche Sterbliche befand sich in seiner Nähe, konnte ihn vielleicht mit ihrem Gewande berühren, und athmete dieselbe Luft ein! — dieser Gedanke trieb all' sein Blut zum Herzen empor. Es schien ihm, als erfülle ein göttlicher Weihrauch um ihn her die Lüfte mit süßen Wohlgerüchen, und ihr berauschender Athem dünkte ihm der Zaubertrank himmlischer Wollust."

Sie ließ das Buch wieder sinken und hob den Blick zum Plafond.

„Zenaire," sagte sie leise, „er gestand mir einst, wen er unter diesem Namen gemeint — er gestand mir noch mehr, er sprach in begeisterten Worten von seiner Liebe, seiner Hoffnung. Aber ach, wie ganz anders ist er nicht in der letzten Zeit geworden. O mein Gott, sollte mein Vater Recht haben, sollte Adolf jener schönen Stunden nicht mehr gedenken — — —!"

In diesem Augenblicke wurde Lotte durch ein leises Klopfen an die Thür aus ihrem wehmuthsvollen Gedankengange gerissen. Die Thür ging auf

und herein traten Adolf und der Maler Becker. Kaum erblickte sie den Ersteren, als sich ihre Miene aufklärte, und das gewöhnliche heitere Lächeln in ihren Augen und um ihren Mund wieder zum Vorschein kam.

Mit der Feinheit und Eleganz, die einem jungen Grafen angemessen ist, stellte Adolf seiner Cousine den Freund vor. Dieser aber dachte nicht im entferntesten an die guten Lehren, die ihm Adolf unterwegs gegeben; mit weit aufgerissenen Augen stand er da und glotzte mit einer seltsamen Mischung von Neugier, Bewunderung und Angst auf das junge Mädchen hin, als überlege er tief im Innersten seiner Seele, welche noch nie erprobten Farbenmischungen man wohl anwenden müsse, um die rosigen Tinten ihres holden Antlitzes auf der Leinwand wiederzugeben.

Auf Lottens Einladung nahmen die beiden Herren Platz. Becker fühlte, daß es nunmehr an ihm sei, einige Worte zu sprechen, und mit einem eigenthümlichen Glucksen, als müsse er zuvor einen erschrecklich großen Bissen hinunterwürgen, begann er:

„Mein verehrtes Fräulein — ich — ich gebe mir die Ehre — mich — mich —“ aber er entdeckte zu seinem Schrecken, daß er die fleißig studirte Phrase rein ver-

gessen habe. Er würgte daher schnell noch einen zweiten Brocken hinunter und nahm einen neuen Anlauf. „Ihr verehrter Herr Vater," stammelte er, „ist, wie ich höre, ein großer Freund von Alterthümern — es sieht hier auch Alles so merkwürdig alterthümlich aus, daß man sich in die graue Vorzeit zurückversetzt fühlen müßte, wenn man nicht zugleich Sie hier sähe, die Sie so — —" hier beschlich den Unglücklichen die Angst, daß das Compliment, welches er ihr zu machen im Begriff stehe, doch gar zu banal sein dürfte, und er lenkte schnell wieder ab, indem er mit größter Anstrengung noch zwei oder drei enorme Brocken verschluckte und ausrief: „Aber prächtige alte Rüstungen sind das da, und die Schwerter und die Lanzen, und — — —"

„Sie sind vielleicht auch ein Freund von Alterthümern, mein Herr?" fragte Lotte mit einem anmuthigen Lächeln.

„Ich? — Gott bewahre! — hm, wollte sagen, eigentlich nicht — wenigstens nicht Kenner — indeß — —"

Der geängstigte Becker versetzte unter dem Tisch seinem Freunde Adolf mit dem Fuß einen tüchtigen Tritt, um ihm zu verstehen zu geben, daß er ihm doch um des Himmels willen zu Hülfe kommen

möge, und um einer zweiten Mahnung dieser Art zu entgehen, fiel auch Adolf sogleich ein:

„Mein Freund ist kein Kenner von diesen Dingen, theuerste Cousine, aber durch einen glücklichen Zufall ist er in den Besitz eines sehr merkwürdigen Stückes gekommen, das er Deinem Vater offeriren möchte. Es ist ein steinernes Opfermesser von seltener Größe und Schönheit. Nicht wahr, Becker?"

Becker wandte sich blitzschnell an seinen Freund und starrte ihm mit einer nicht zu beschreibenden Verdutztheit in's Gesicht. Erst hatte er nicht übel Lust, feierlichst gegen diesen durchaus nicht verabredeten Kniff zu protestiren, doch Adolf's Einfall kam ihm so komisch vor, daß er plötzlich laut auflachen mußte.

„Ja wohl," sagte er, noch immer lachend, „mit dem Opfer hat es gewissermaßen seine Richtigkeit. Das Messer war erst ein wenig stumpf, allein es ist geschliffen und zugespitzt worden, und schneidet jetzt famos!"

Die Schüchternheit schien nachgerade aus Becker's Herzen, oder richtiger aus seinem Halse gewichen zu sein, denn er würgte nicht mehr so mächtige Brocken hinunter, wurde immer unbefangener und entlockte Lotten, die an seinen drolligen Reden Gefallen fand,

ein herzliches Lachen, so daß sie lange gar nicht dazu kommen konnte, den Vater zur Begrüßung des Gastes herbeizurufen. Als sie endlich zu diesem Zweck das Zimmer verlassen hatte, überkam den Maler wieder eine tödtliche Angst.

„O Himmel!" rief er, „jetzt wird der Alte erscheinen und mir in Betreff des verdammten Opfermessers tausend Fragen vorlegen. Was sag' ich ihm doch nur?"

„Sage, daß Du es eigentlich noch nicht so recht gesehen hast," entgegnete Adolf, „sage, daß ein Freund von Dir es in Verwahrung hat, daß — —"

„Aber später?"

„Ach was, später ist der Freund verreist, oder er hat das Opfermesser verlegt oder verloren. — Wie gefällt Dir meine Cousine Lotte?"

„Sie ist reizend, diese kleine dralle Aurora, die in Dir ihren Helios sieht. Wahrhaftig, hätt' ich nicht immer unter allen olympischen Ehemännern den armen Astraeos am tiefsten bedauert — ich weiß nicht, wozu ich mich noch entschließen könnte. Sie scheint mir auch sehr gutmüthig zu sein. Vielleicht würde sie mir, wenn ich sie darum bäte, recht gern fünf Thaler pumpen — was meinst Du?"

Adolf fand keine Zeit, diese delicate Frage zu beant-

worten, denn Lotte kam jetzt wieder zurück. Sie kam aber allein. Ihr Vater sei soeben ausgegangen, sagte sie, er werde gewiß sehr bedauern, den Herrn Becker nicht gesehen zu haben.

„O das hat nichts zu sagen, mein bestes Fräulein," entgegnete Becker schnell, „denn, wissen Sie, mit dem Opfermesser ist es eigentlich — — —"

„Mein Freund wird sich erlauben, recht bald seinen Besuch zu wiederholen," fiel Adolf ihm in die Rede. „Er wird dann auch das Opfermesser mitbringen."

„Ja wohl, mein Fräulein, wenn es sich unterdessen — — —"

Allein Adolf ließ ihn gar nicht mehr zu Worte kommen. Er begann mit Lotten ein Gespräch über andere Dinge, unterbrach es aber dann nach einer Weile plötzlich wieder, indem er die Uhr zog und seine Verwunderung darüber äußerte, daß es schon bald Mittag sei. Rasch erhob er sich, Becker folgte seinem Beispiel, und Beide empfahlen sich, Adolf mit einigen herzlichen Worten, die ihm von Seiten Lottens einen liebevollen Blick eintrugen, Becker aber, indem er eine durchaus unzusammenhängende und völlig unverständliche Rede herstammelte, in welcher etwas von „schönen Grüßen an den verehrten Herrn Va=

ter" und „eifrigem Suchen nach dem Opfermesser" vorkam.

„Hab' ich meine Sache gut gemacht?" fragte Becker mit einem stolzen Lächeln und einem tüchtigen Klapps auf Adolf's Schulter, als sie die Treppe hinuntergingen.

„Vortrefflich," betheuerte Adolf, „nur mußt Du Dir das dumme Schlucken abgewöhnen."

„Ach was, das ist ein Naturfehler, für den ich nichts kann," meinte Becker.

Neuntes Kapitel.

Getrübtes Glück.

Man wird sich entsinnen, daß der Graf Arnstein in der Bildergallerie des Herrn Paul Rottmayer ein Bild entdeckte, dessen Anblick ihn in eine lebhafte Gemüthsbewegung versetzte. Herr Paul Rottmayer vertraute seinem Gaste an, daß die schöne junge Frau, welche das Bild darstellte, die Mutter Adolf's sei, dieser jedoch hiervon keine Kenntniß habe, überhaupt von seinen Eltern nichts wisse. Später aber, als der Graf den Versuch machte, durch indirecte Fragen mehr über das ihm so interessante Bild zu erforschen, ließ sich der sonst so geschwätzige Paul Rottmayer zu keiner Mittheilung verlocken, und nicht ohne Mühe gelang es dem Grafen, unter einem schicklichen Vorwande das Bild auf kurze Zeit dem geheimthuenden Besitzer abzuborgen. Wir wissen auch, zu welchem

Zwecke er das Bild borgte: er hoffte, bei dem Künstler, der es angefertigt, die Aufklärungen sich zu verschaffen, die ihm Paul Rottmayer vorenthielt.

Man könnte sagen, daß der Graf hierbei nicht durchaus ehrenhaft zu Werke gegangen sei. Indeß war Niemand im Punkte der Ehre scrupulöser als er, und wenn er sich bei dieser Gelegenheit ausnahmsweise über kleine Bedenklichkeiten seines streng prüfenden und wägenden Gewissens hinwegsetzte, so geschah es doch sicherlich nicht aus bloßer Neugier, am wenigsten aber, um in ein den Herrn Paul Rottmayer ausschließlich berührendes Geheimniß einzudringen. Nein, was er zu wissen begehrte, betraf ihn selbst und solche Personen, die ihm nahe standen, und gegen die er heilige Pflichten zu erfüllen hatte, ja, noch mehr: die Ergründung des Geheimnisses, auf welches das Bild hinzudeuten schien, konnte ihm vielleicht neue Pflichten auferlegen, die er nicht unerfüllt lassen konnte und wollte.

Es ist nicht unsere Absicht, den Grafen nach München zu begleiten, wo er, den eingezogenen Erkundigungen zufolge, den Künstler, der vor mehr als zwanzig Jahren das Bild gemalt hatte, anzutreffen hoffen durfte. Auch hieße es dem Gange und der Entwickelung unserer Geschichte vorgreifen, wollten wir

schon hier über das Resultat seiner Nachforschungen Bericht erstatten. Einige kurze Andeutungen dürften indeß nothwendig sein.

Der Graf suchte und fand in München den Maler. Es war dies ein kränkelnder und etwas mürrischer Greis, der sich um die Angelegenheit dieser Welt wenig mehr kümmerte, nichtsdestoweniger aber ein sehr treues Gedächtniß für die Ereignisse seines früheren Lebens besaß und nach Art alter Leute von diesen gern plauderte. Dem Grafen gelang es ohne große Schwierigkeit, den Maler zum Sprechen zu bringen, denn dieser, obgleich er während seines langen Künstlerlebens sehr viele Personen portraitirt hatte, deren Verhältnisse ihm vollkommen fremd geblieben waren, wußte doch bezüglich jener der fraglichen Dame zufälliger Weise ziemlich genau Bescheid, und das Bild hatte in ihm eine Reihe von Erinnerungen wachgerufen, die er willig zum Besten gab. Indeß beschränkte sich seine Kenntniß auf die vormalige Lage der Dame; und über ihre späteren Schicksale konnte er nur Andeutungen geben, die für weitere Nachforschungen spärliche Anhaltspunkte boten.

Dasjenige aber, was der Graf schon hier erfuhr, machte auf ihn einen tiefen, ja einen erschütternden Eindruck. Es hob nicht nur den letzten Zweifel in

Betreff der Identität der Person, um die es sich für ihn handelte, mit der auf dem Bilde dargestellten, es bestimmte ihn auch, seine Nachforschungen mit allem Eifer fortzusetzen und nicht zu ruhen, bis er die vielen dunklen Geheimnisse, denen er bereits auf die Spur gekommen war, völlig enthüllt sehe.

Aber nicht in München war es, wo er weitere Aufschlüsse zu erlangen hoffen durfte, er mußte noch andere Orte besuchen, mit noch anderen Personen anknüpfen, die ehedem mit der von ihm Nachgespürten in Verbindung standen, und erst nach vielen Kreuz- und Querzügen und mittelst eines großen Aufwandes an Zeit und Mühe gelang es ihm endlich, den vielfach verschlungenen Faden, den ihm ein reiner Zufall in die Hand gespielt hatte, wenn auch nicht gänzlich zu entwirren, so doch wenigstens bis zu seinen wesentlichsten Verknotungen zu verfolgen.

Der Graf Arnstein war in einer trüben, gedrückten Stimmung von seiner Reise zurückgekehrt. Es lag in seiner der Verstellung und Geheimthuerei ungewohnten Natur, gegen Alle, mit denen er in irgend eine nähere Berührung trat, sich ganz offen und rückhaltslos zu geben, wie er war. Namentlich aber gegen seine junge schöne Frau, die er leidenschaftlich liebte, war er stets die Aufrichtigkeit selber gewesen,

und Alles, was seinen Geist beschäftigte, jede Regung seines Herzens hatte er ihr so unverhohlen mitgetheilt, als gehörten seine Gedanken und Empfindungen nur ihm und ihr gemeinschaftlich, ja als gewönnen sie dadurch erst ihren rechten Inhalt und Werth.

Nun aber war es plötzlich anders geworden. Gegen Niemand, auch gegen seine Frau nicht, äußerte er auch nur ein einziges Wort, das auf den Zweck und das Ergebniß seiner langen Abwesenheit Bezug gehabt hätte, und namentlich der letzteren gegenüber war er ängstlich bestrebt, unter dem angenommenen Schein äußerer Ruhe zu verbergen, was er innerlich litt. Er sprach überhaupt über seine Reise möglichst wenig und bediente sich, um allen weiteren Fragen seiner Frau und Anderer zu begegnen, der Nothlüge, daß er alte Bekannte besucht, deren dringlicher Einladung er nicht länger habe ausweichen können. Was ihn zu dieser Geheimhaltung bewog? — Wir dürfen vor der Hand nur sagen, daß sie aus den edelsten Motiven entsprang, und daß es ihm die größte Ueberwindung kostete, seine aufgeregte Gemüthsstimmung der geliebten Frau zu verschweigen. Ja oft, wenn er allein bei ihr weilte und seine Blicke mit aller Innigkeit der zärtlichsten Liebe an ihr hingen, war er nahe daran, der Versuchung zu unter-

liegen, sie in seine Arme zu schließen und ihr Alles zu offenbaren, was sein Herz bedrückte. Doch er widerstand mit männlicher Festigkeit dem Zuge dieses liebevollen Herzens und — schwieg.

Es gelang indeß dem Grafen nur beziehungsweise, seine Frau zu täuschen. Diese war zu scharfsichtig, um nicht hinter der ruhigen Miene des Gatten die tiefe Verstimmung wahrzunehmen, die sich seiner bemächtigt hatte. Was aber konnte, so fragte sie sich angstvoll, was konnte seinen heitern Gleichmuth, der, so lange sie ihn kannte, kaum je einer kleinen Schwankung unterworfen war, so sehr gestört haben? Daß er ein Geheimniß auf dem Herzen habe, welches er ihr nicht anvertrauen könne oder wolle, daran dachte sie nicht im entferntesten: denn einer solchen Annahme widersprach zu sehr sein offener, zu rückhaltsloser Mittheilung geneigter Charakter. Kleine Unannehmlichkeiten, bloße Verdrießlichkeiten gewöhnlicher Art aber hatten noch nie eine nachhaltige Wirkung auf den Grafen geübt. Er war zu festen Sinnes, um sich von unerheblichen Nebendingen aufregen zu lassen, und selbst solche hätte er ihr nur dann verschwiegen, wenn er sie für gar zu geringfügig erachtet hätte, um sie damit zu behelligen. Nein, Wichtiges mußte es sein, was ihn so schwer

bedrückte, und da er ihr nie etwas vorenthielt, was ihn allein betraf, so mußte es zugleich auf sie Bezug haben; dann aber schwieg er sicherlich auch nur aus Schonung.

Aber lag alsdann die Erklärung nicht sehr nahe? Ihr Gatte war — so sagte er — bei älteren Freunden gewesen, die er seit seiner Verheirathung nicht gesehen. Sollten diese ihre Mißbilligung seiner ehelichen Verbindung mit einem bürgerlichen Mädchen ohne Namen und Familie in verletzender Weise an den Tag gelegt haben? Sollte in Folge dessen das so lange mißachtete Vorurtheil seiner Standesgenossen endlich über ihn Macht gewonnen haben? — Nein, auch hierin war der Grund seiner veränderten Gemüthsstimmung sicherlich nicht zu suchen; sie kannte ihren Gatten zu genau, um auch nur einen Augenblick einen solchen Gedanken festzuhalten. Er war viel zu stolz und selbstständig, um selbst Befreundeten und Nahestehenden das Recht einzuräumen, in dieser Beziehung einen Tadel zu äußern; er war kein Gesinnungsschwacher, kein Wankelmüthiger, der durch fremde Einwirkung an den Grundsätzen irre gemacht werden konnte, die er einmal zur Richtschnur seines Lebens genommen hatte. Und wie auch hätte sich eine solche Sinnesänderung, wäre sie bei ihm über=

haupt vorauszusetzen gewesen, zeigen müssen. Gewiß nur in jenem innerlichen Unbehagen, das die Reue begleitet, in jener leicht aufwallenden Reizbarkeit, in jener scheuen Zurückhaltung, in jener so schmerzlich berührenden Vernachlässigung, welche die allmähliche Erkaltung der Liebe verrathen. Ja, die Erkaltung der Liebe, denn ohne diese schien ihr eine Wandlung in dem angedeuteten Sinne überhaupt nicht denkbar.

Aber von jenen Kennzeichen war in dem Benehmen des Gatten gegen sie kein einziges wahrzunehmen. Er zeigte sich sogar hingebender, liebevoller denn je, und nie war er eifriger bemüht gewesen, ihren kleinsten Wünschen zuvorzukommen, als gerade jetzt.

So schien ihr denn nur eine Deutung der in ihm vorgegangenen Umwandlung zulässig: er mußte die Entdeckung gemacht haben, daß auf i h r e m Herzen ein Geheimniß laste, welches sie ihm vorenthalte; und er trauerte nun über den Mangel an Offenheit, den sie s e i n e r unbegrenzten Aufrichtigkeit entgegenstellte. Sollte etwa Clementine ihm hierüber Winke gegeben haben? O nein, sie selbst mußte ihm durch ihre oft nicht zu bewältigende Schwermuth, durch ihre nur zu häufige und unverkennbare Zerstreutheit und

Befangenheit verrathen haben, daß ein herber Schmerz an ihrem Herzen nage.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken quälte sich die Gräfin Tag und Nacht, während ihr Mann seinerseits immer peinlicher die nach und nach sich offenbarende Störung empfand, die ihr häusliches Zusammenleben unter solchen Umständen nothwendig erleiden mußte. Jedes für sich schrieb sich allein zu, was das Schweigen des Andern mit bewirkte, aber welch' traurige Folgen auch immer daraus zu erwachsen drohten, so hielt sich doch Jedes für moralisch verpflichtet, bei seinem Schweigen standhaft zu beharren. Jedes auch erblickte in der Ungeneigtheit des Andern, nach dem zu forschen, was ihm nicht aus freien Stücken mitgetheilt wurde, einen dankenswerthen Beweis von hohem Zartgefühl, und in demselben Maße als ihre Liebe an Freudigkeit einbüßte, weil Jedes in der Trauer des Andern einen stummen, aber nur zu gerechten Tadel seiner selbst zu sehen glaubte, gewann sie wiederum an Tiefe und Innigkeit.

Bei der Gräfin stieg das anfängliche Gefühl des Unbehagens bald zum peinlichsten Schuldbewußtsein. Ja, sie war schuldig, schuldig eines Verrathes an dem besten, dem edelsten Manne; und was sie auch zu

ihrer Vertheidigung sich selber sagen mochte, die Schuld war darum nicht minder eine Schuld, weil sie von zwingenden Umständen geboten war.

Noch hatte der Graf — dieser eine Trost war ihr bis jetzt geblieben — offenbar keine Ahnung von der zwischen ihr und Kwilezki seit einiger Zeit stattfindenden Beziehung. Wie aber, wenn er einmal derselben auf die Spur kommen sollte? Kwilezki war ihr antipathisch, sie empfand in seiner Nähe ein ihr unerklärliches Grauen, und sie hatte gegen ihren Mann kein Hehl daraus gemacht, wie sehr sie dem Polen abgeneigt sei. Aber schützte sie dies gegen den Verdacht des Grafen, falls er je entdecken sollte, daß zwischen ihr und jenem Manne ein geheimes Einverständniß obwalte? Mußten dann nicht vielmehr ihre mit den Thatsachen unvereinbaren Aeußerungen den Verdacht nur noch bestärken? Kwilezki war ein schöner, geistvoller Mann, ein Mann von den seltensten Eigenschaften, ein Mann, ganz geeignet, auf Frauenherzen den tiefsten Eindruck zu machen und bei Männern die schlummernde Eifersucht zu wecken. Der Graf seinerseits war zwar fest und besonnen wie Wenige, und er war arglos und vertrauensvoll wie fast Keiner, denn selbst jetzt, wo er sie doch eines Mangels an Aufrichtigkeit zeihen mußte, schien nicht der

leiseste Zweifel an ihrer Liebe in seinem Herzen Platz gegriffen zu haben; doch sie wußte auch, daß unter der männlichen Ruhe, die ihn so sehr kennzeichnete, die gewaltigsten Leidenschaften verborgen lagen, die, einmal entfesselt, alle Schranken der Ueberlegung und Selbstbeherrschung durchbrechen konnten. Es war nicht leicht, sein Vertrauen zu erschüttern, aber war es einmal erschüttert, so befestigte es sich nie wieder, und seine Zuneigung war dann unwiederbringlich verscherzt. Es war schwer, seinen Zorn zu reizen, aber war er einmal rege geworden, so traf er auch mit furchtbarer Wuth denjenigen, der ihn herausgefordert. O gewiß, es stand das Schlimmste zu befürchten, sollte je ein unglücklicher Zufall den Schleier lüften, der jetzt noch ihr finsteres Geheimniß barg!

Die Gräfin hatte mithin allen Grund, den möglicher Weise einmal erwachenden Verdacht des Gatten als das größte Unglück zu fürchten, das ihr begegnen könnte; aber je mehr sich ihre Furcht steigerte, desto mehr gerieth sie auch in Gefahr, eben durch diese Furcht selbst an sich zur Verrätherin zu werden. Denn sie wechselte die Farbe, so oft Kwilezki in's Zimmer trat, sie war in seiner Gegenwart sichtbar befangen, sie bebte oft unwillkürlich zusammen, wenn

er sie anredete, und ihre Stimme zitterte, ihr Blick senkte sich zu Boden, wenn sie genöthigt war, das Wort an ihn zu richten.

Trotz seiner Arglosigkeit und seines unbegrenzten Vertrauens hätte der Graf stutzig werden müssen, wäre er hierauf aufmerksam geworden. Aber Dank der Zerstreutheit, die aus seinem immerwährenden Brüten über einen und denselben Gegenstand hervorging, und Dank der Gewandtheit Kwilezki's, der trefflich die Inconvenienzen zu umgehen wußte, die aus der unsichern Haltung der Gräfin hätten erwachsen können, bemerkte der Graf von dem Allen nichts.

Um so scharfblickender waren Clementine und Fräulein Bärnklau.

Man wird sich eines Gespräches erinnern, welches zwischen Clementine und ihrer jungen Tante — oder sagen wir lieber ihrer Freundin, denn von dem gewöhnlichen Verhältniß zwischen einer Tante und einer Nichte war bei den fast in gleichem Alter stehenden jungen Damen gar nicht die Rede — gleich nach dem Ereigniß im Schloßgarten stattfand. Die Gräfin hatte in jenem Gespräch der Freundin unter heißen Thränen gestanden, daß sie sich in hohem Grade unglücklich fühle, und daß ein Geheimniß, welches sie

Niemand anvertrauen dürfe, der Grund ihres Kummers sei. Die Andeutungen der Gräfin in Betreff der eigenthümlichen Natur dieses Geheimnisses hatten zwar augenblicklich den Tadel verstummen machen, den Clementine darüber äußerte, daß ihre Freundin einem Gatten von der edlen Gesinnung des Grafen, einem Gatten, der sie auf den Händen trage und seinerseits die Offenherzigkeit selber sei, etwas verberge, was ihr am Herzen nage und mittelbar auch auf seinen Seelenfrieden höchst störend einwirken müsse. Aber hatte sich auch Clementine momentan zu der Ansicht der Gräfin hingeneigt, so regten sich doch bald wieder bei ihr die ernstesten Zweifel an der Stichhaltigkeit der dunkel angedeuteten Gründe. Sie zerbrach sich den Kopf, um sich eine Verkettung von Umständen zu ersinnen, die zwingend genug wären, das Verhalten der Gräfin ihrem Manne gegenüber zu rechtfertigen; allein im weiten Bereich des Denkbaren fand sie nicht, was sie suchte.

Clementine war mit der innigsten Liebe und wahrer Verehrung dem Grafen, ihrem Oheim, zugethan; mit Bestürzung, mit tiefem Kummer sah sie die Veränderung, die seit Kurzem mit ihm vorgegangen war. Sein fester, männlicher Gleichmuth war zwar der nämliche geblieben, doch sein Frohsinn war dahin; er

litt also bereits unter dem Verrath, den seine Frau an ihm beging.

Sie sah aber auch die auffallende Gemüthsbewegung, in welcher sich die Gräfin befand, so oft Kwilezki in ihrer Nähe weilte, in die sie sogar gerieth, so oft in seiner Abwesenheit auch nur die Rede auf ihn kam. Was sollte sie hiervon denken? Konnte sie vermuthen, daß Kwilezki in irgend einer Beziehung zu dem Geheimniß stehe, von welchem die Gräfin gesprochen? Unmöglich! Ein Geheimniß, welches Niemand, selbst dem Grafen nicht, offenbart werden durfte, wie hätte der fast fremde Mann darum wissen können? Erst seit kurzer Zeit hielt er sich in der Stadt auf, und nie zuvor war die Gräfin, wie sie ihr erzählt hätte, mit ihm zusammengetroffen; wie also konnte ein Geheimniß der angedeuteten Art zwischen ihr und ihm obwalten? Nein, mochte es mit diesem Geheimniß auch was immer für eine Bewandniß haben — an seiner Existenz mochte sie nicht zweifeln — auf Kwilezki aber konnte es keinen Bezug haben, und wenn die Gräfin durch ihn in eine Gemüthsstimmung versetzt wurde, die sie nicht zu verbergen vermochte, so war dies nur durch die Annahme zu erklären, daß die ausgezeichnete Persönlich-

keit des Polen auf ihr Herz einen tiefen Eindruck gemacht habe.

Clementine empfand, so oft sie über diese unseligen Verhältnisse und ihre möglichen Folgen nachdachte, einen geheimen Schauder, und sie bedauerte aus ganzer Seele den Grafen, während die innige Anhänglichkeit, die sie von jeher der Gräfin gewidmet hatte, sich merklich abzukühlen begann. Kwilezki dagegen gewann um so mehr in ihren Augen, je schärfer sie auch ihn beobachtete. Denn er war nicht befangen und zerstreut, wie die Gräfin, er verrieth keine Gemüthsaufwallung, wenn sie die Farbe wechselte, sein Ton war kalt und gemessen, wenn ihre Stimme vor innerer Bewegung vibrirte, ja oft spielte sogar ein fast höhnisches Lächeln um seinen Mund, wenn ihr schüchterner Blick dem seinigen auszuweichen suchte. Nein, sie war davon fest überzeugt, er erwiederte nicht die Gefühle, welche die Gräfin für ihn hegte, sein Biedersinn verschmähte es, sich eine Schwäche zu Nutze zu machen, auf welche vielleicht ein weniger gewissenhafter Mann die kühnsten Hoffnungen gebaut hätte. Und sie war hiervon um so fester überzeugt, als Kwilezki ihr selbst eine Aufmerksamkeit erwies, die gegen die eisige Kälte, mit welcher er oft der Gräfin begegnete, den stärksten Gegensatz

bildete. Ihrer Eitelkeit schmeichelte diese Aufmerksamkeit nicht wenig, wenn sie auch bis jetzt auf ihr Herz nur einen geringen Eindruck gemacht hatte. Sie fühlte instinctiv, daß ein Weib diesem außerordentlichen Manne kein halbes Herz schenken könne, daß vielmehr die Liebe, die er erwecke, eine schwärmerische, glühende sein müsse; und in sofern begriff sie die vermeintliche Verirrung der Gräfin, so sehr sie dieselbe auch verdammte. In ihr selbst aber war ein anderes Gefühl noch zu mächtig, um schon jetzt von neuen Eindrücken verdrängt werden zu können.

Ganz anders als Clementine verhielt sich Fräulein Bärnklau gegenüber der interessanten Entdeckung, die sie in Bezug auf die Gräfin gemacht zu haben glaubte. Boshaft und schadenfroh, immer nur das Schlimmste argwöhnend und zum Unheilstiften geneigt, wie sie war, dachte sie über die Sache so: „Die Beiden lieben sich, die Gräfin vermag ihre Neigung nicht zu verbergen, Kwilezki aber besitzt mehr Selbstbeherrschung und Gewandtheit, er hält seiner Leidenschaft die Maske äußerer Gleichgültigkeit und Kälte vor, und um den Grafen und Clementine irre zu führen, widmet er der Letzteren scheinbar seine ganze Aufmerksamkeit. Das Mädchen wird eitel und einfältig genug sein, sich von ihm bevorzugt zu halten,

sie wird sich später bitter getäuscht sehen, und das gönn' ich ihr von Herzen."

Fräulein Bärnklau haßte fast ohne Ausnahme alle Menschen, jedoch nicht in gleichem Maße. Sie haßte im Allgemeinen die Frauen mehr als die Männer, und unter den Frauen wiederum die jungen, schönen, und reichen mehr als die alten, unschönen und armen. Sie haßte aber vornehmlich die, welche sie Eindringlinge nannte, worunter sie Bürgerliche verstand, die Adelige geheirathet hatten. Die Gräfin Arnstein war jung, schön und reich, und sie zählte zu den Eindringlingen, folglich war sie in jeder Beziehung ein Gegenstand des Neides und Hasses für das Fräulein. Hierzu kam, daß das Fräulein dem Herrn von Kwilezki eine ganz besondere Gunst erwiesen, ja mit allem Eifer — und eine Zeit lang auch mit scheinbar gutem Erfolge — ihre verbrauchten Liebesnetze ausgeworfen hatte, den schönen, interessanten Mann darin zu fangen. Und nun war er ihr untreu geworden, liebte die Gräfin und wurde von dieser wieder geliebt!

Es wäre schwer zu entscheiden, welches Gefühl bei Fräulein Bärnklau das vorwaltende war, als sie der ungeheuerlichen Thatsache auf die Spur kam: ob ihr bitterer Groll gegen den abtrünnigen Kwi-

lezki, ob ihr tiefer Haß gegen die Gräfin, oder endlich die Schadenfreude, welche sie zu dem Entschluß trieb, von der hochwichtigen Entdeckung den weitesten Gebrauch zu machen, um Beide ihr strafbares Vergehen möglichst hart büßen zu lassen.

Zehntes Kapitel.

Wie sich Adolf Rottmayer in aristokratischen Cirkeln bewegt.

Im Hause des Grafen Arnstein war es seit dessen Rückkehr sehr still. Man gab keine Gesellschaften und sah nur solche, die Abends den Salon der Gräfin zu besuchen pflegten. Zu diesen aber zählte seit Kurzem auch Herr Adolf Rottmayer. Der Graf hatte den jungen Mann bei dessen Pflegevater getroffen, hatte ihn eingeladen und wieder eingeladen, und ihn endlich auf's zuvorkommendste aufgefordert, auch ohne specielle Einladung, so oft er keine bessere Unterhaltung habe, sein Haus zu besuchen, wo man jederzeit erfreut sein würde, ihn zu sehen. Und in der That war er hier jedesmal, wenn er der freundlichen Aufforderung nachkam, mit ausgezeichnetem Wohlwollen empfangen worden. Der Graf hatte

angelegentlich mit ihm über seine künstlerische und literarische Thätigkeit geredet, hatte sein Talent gepriesen und seinen Fleiß gelobt, und ihm die im Palais befindliche große Bibliothek zur Verfügung gestellt. Und da es sich zeigte, daß hier namentlich die in beträchtlicher Anzahl vorhandenen älteren wissenschaftlichen Werke kunterbunt durcheinander geworfen waren, so daß man häufig neben dem ersten Bande des einen den vierten oder fünften eines andern fand, da hatte der Graf seinen jungen Protégé scherzend zu seinem Bibliothekar ernannt und den Wunsch ausgesprochen, daß gelegentlich unter seiner Leitung in dem Wirrwarr wieder Ordnung geschafft werde.

Auch die anderen Mitglieder der gräflichen Familie bezeigten dem Adolf Rottmayer ein mehr als gewöhnliches Wohlwollen. Die Gräfin fand sichtbar Gefallen an ihm und legte dies offen und unverhohlen an den Tag, und Fräulein Clementine gefiel sich darin, gegen ihn einen halb vertraulichen, halb neckischen Ton anzustimmen, den er sehr zu seinem Gunsten deutete. Ja, auch der alte Baron Klingsporn und seine Gemahlin blieben in den Gunstbezeigungen, die man ihm, als sei man in einem Familienrathe hierüber einig geworden, tagtäglich erwies,

nicht zurück. Der alte Baron war mit Leib und Seele Heraldiker und Genealog, er durchstöberte gern alte Urkunden und Familienchroniken, sammelte adelige Wappen und fertigte mächtig große Stammbäume an, die mit ihren vielen, blätterleeren Aesten und sich straff spreizenden Nebenzweigen so schrecklich dürr und saftlos aussahen, als sei es während ihres ganzen langen Wachsthums ihr bedauernswerthes Loos gewesen, fort und fort von Raupen, Bohrwürmern, Holzkäfern und anderem Ungeziefer benagt zu werden. Nun war es aber dem alten Herrn schon lange darum zu thun gewesen, einen geschickten Zeichner an sich zu ziehen, der ihm beim Durchzeichnen und Coloriren seiner Wappen zur Hand gehen könne, denn seine immer schwächer werdenden Augen gestatteten ihm nicht länger, dieser Lieblingsbeschäftigung so eifrig wie ehedem obzuliegen. Hierzu nun hatte sich Adolf, sobald nur der Baron ganz leise an den Busch geklopft, mit Freuden bereit erklärt. Er wurde in Folge dessen bald ein fast täglicher Gast im Hause des Barons.

Selbst der Herr von Kwilezki, den Adolf häufig bei dem Grafen Arnstein und bei dem Baron Klingsporn traf, selbst dieser sonst in seinem Wesen und Benehmen so zurückhaltende, unergründliche Mann

kam ihm mit einer, bei ihm sehr auffallenden Freundlichkeit und Freimüthigkeit entgegen, und nicht lange dauerte es, bis Beide mit einander auf einem fast vertraulichen Fuße standen.

Für Adolf war es nun freilich nichts Neues, von allen Leuten, mit welchen er in Berührung kam, in hohem Grade ausgezeichnet zu werden, er war es gewohnt, daß man ihm schmeichelte und ihn vorzog, und sein maßloser Dünkel hatte sich dabei weidlich ausgebildet. Allein immer waren es Leute bürgerlichen Standes gewesen, unter denen er sich bewegte, wogegen er sich jetzt wie durch ein Wunder plötzlich in eine ganz andere Welt versetzt sah, wo hohe Bildung, anmuthige Sitten, verfeinerter Luxus und alle Genüsse des Reichthums ihm in verlockender, blendender, märchenhafter Gestalt entgegentraten. Und auch hier ward ihm Geltung und Anerkennung, auch hier zählte er zu den Bevorzugten, auch hier war er das Schooßkind, der Liebling, dem sich Alle in gleichem Maße geneigt zeigten!

Man kann sich denken, welche Wirkung dies auf seine ohnehin leicht zu entflammende Einbildungskraft übte. Was ihm bis vor Kurzem nur als ein liebliches Phantasiegebilde in nebelhaften Umrissen vorschwebte, war ihm nunmehr zur klar und deutlich aus=

geprägten fixen Idee geworden: er war der edle Sprößling eines hochadeligen Geschlechts, seine vornehmen Angehörigen hatten ihn aufgefunden, sie hatten ihn in ihren Kreis gezogen, und sie standen im Begriff, ihn, sobald es die Umstände erlaubten, auf die erhabene Stufe der socialen Leiter zu stellen, auf die er seiner Geburt nach gehörte.

Seine an das Erfinden und Aneinanderreihen piquanter Situationen gewöhnte Einbildungskraft nahm den höchsten, den kühnsten Flug. Der Roman, an welchem er arbeitete, wurde unter seiner Hand immer mehr zum Spiegelbilde der Wirklichkeit, und die Wirklichkeit gestaltete sich vor seinem trunkenen Auge immer mehr zum spannenden, Herz und Hirn umstrickenden Roman. Und eines verflocht sich in's andere, und beides vereinigt schlang fester und fester um ihn die magischen Bande. Der Graf Arnstein wurde zum regierenden Fürsten von Tarnopol und Czernowitz, der im Roman eine Hauprolle spielte, Fräulein Clementine zur Tochter und Erbin des unermeßlich reichen Mainottenhäuptlings Demetrius Mauromichalis, der Herr von Kwilezki ging allmählich in der Person des Alonso Flores unter, der noch immer mit unerbittlichem Haß den armen Herzog von Serda verfolgte, unter welchem sich Adolf sonderbarer Weise den harmlosen

Becker vorstellte, Fräulein Bärnklau endlich verwandelte sich nach und nach in die ungeheuerliche, giftmischende Marchesa Maldachini, die ihren Mann und ihre drei Kinder umgebracht hatte. Er selbst aber war mehr denn je der Graf Guido von Hohenfels, der lange durch die Ungunst des Schicksals in entwürdigender Dürftigkeit und Abhängigkeit geseufzt hatte, endlich aber in Folge glücklicher Zufälligkeiten, noch mehr jedoch durch sein eigenes Verdienst zu Ehren und Rechten gelangte und schließlich unter dem jubelnden Zuruf begeisterter Unterthanen und umstrahlt von einer blendenden Glorie an der Hand der reizenden Mainottenhäuptlingstochter auf sein Stammschloß Hohenfels einzog.

Es konnte nicht fehlen, daß Adolf unter diesen Umständen fast täglich Anlaß fand, sehr werthvolle Beiträge für sein neues Werk in sein Notizbuch einzutragen. So hieß es zum Beispiel von Guido in Bezug auf die Mainottenhäuptlingstochter: „Himmel und Erde, Gott und die Welt verschwanden ihm mit dem Blick in dieses zauberische Angesicht. Er verlor sich selbst in dem Wonnedienst ihrer Schönheit. Er gewann ihre Liebe, eine Liebe, die Flamme in Flamme wirbelte und ihn zum Glücklichsten der Sterblichen machte.“ Oder von dem Fürsten von Tarnopol und

Czernowitz wurde gesagt: „Seine Augen, zugleich zärtlich und glänzend, trugen heute den Ausdruck lebhafter Melancholie und ruhigen Stolzes, wodurch ihnen ein unaussprechlicher Reiz verliehen wurde." Oder von der Gräfin, der Fürstin jenes Landes: „Der Verlauf dieser Geschichte wird zeigen, ob das Verhängniß die Sympathien und all' die Bande, welche diese erhabene Frau und ihren Gemahl zu einer ewigen Glückseligkeit vereinigen zu müssen schienen, enger knüpfte oder zerriß!" Oder es wurden der Marchesa Maldachini die gräßlichen Worte in den Mund gelegt: „Mein Durst nach Rache sehnt sich nach einer Atmosphäre der Vernichtung!" Oder Alonso Flores sprach mit zermalmendem Hohne: „Knabe, noch fast in der Wiege ruhend, willst Du Menschen beurtheilen? Blinder, Du kennst nichts als die Finsterniß, und schmähest das Licht!"

Es konnte aber auch nicht fehlen, daß Adolf bei dem Allen oft eine recht alberne Figur spielte. Sein ängstliches Bestreben, über den hochgeborenen Adelssprößling den obscuren Adolf Rottmayer vergessen zu machen, sein eifriges Ringen danach, mit seinen vornehmen Gönnern ein Verhältniß herzustellen, das zu seiner zukünftigen Stellung als ihr naher Verwandter eine leicht zu überschreitende Brücke baue, verliehen sei-

nem Benehmen etwas äußerst Erkünsteltes und Geschraubtes; und überkam ihn nun, was nicht selten geschah, die Furcht, daß er hierin des Guten zu viel gethan, so wurde er verlegen und in seiner Verlegenheit unbeholfen und linkisch. In solchen Momenten aber traf ihn oft das hellleuchtende Auge Clementinens, und ihr muthwilliger Scherz vermehrte seine Verwirrung, während er doch zugleich seinen Hoffnungen schmeichelte.

Das „Herr Rottmayer" klang dann von ihren Lippen mit einer seltsamen Mischung von Spott, Mitleid und fröhlicher Laune; es war ihm gerade, als verrathe sich darin der Gedanke: „Wie komisch doch, daß ich Dich so nennen muß, Cousin. — Rottmayer! — wahrhaftig ich muß lachen, so oft ich den abscheulich plebejischen Namen ausspreche." Und wenn er sie dann nicht „mein gnädiges Fräulein" oder „Fräulein Blumfeld", sondern dem wirklichen Sachverhalte entsprechender „Fräulein Clementine" nannte und den Taufnamen Clementine mit einem Blick innigen Einverständnisses und einer Miene begleitete, die ihren geheimen Gedanken etwa so beantwortete: „Nenne mich immerhin Rottmayer, Cousinchen, bin ich ja doch darum nicht weniger Dein Cousin," so konnte das schelmische Mädchen oft in ein herzliches

Lachen ausbrechen, das deutlich sagte: „O daß Du dies bist, vergesse ich keinen Augenblick, aber eben darum kommt mir das „Rottmayer" so unsäglich drollig vor."

So standen die Dinge, als eines Tages der alte Baron Klingsporn ein Diner gab, zu welchem auch Adolf eine Einladung erhalten hatte. Man war nach aufgehobener Tafel in den Gartensalon gegangen, einige der Gäste aber hatten sich in den Garten begeben, um in dem dortigen Pavillon den Kaffee zu nehmen. Adolf war den Anderen nicht gefolgt, sondern hatte sich in eines der tiefen Fenster des Speisesaals zurückgezogen, um daselbst hinter den faltenreichen Vorhängen ungesehen und ungestört sich seinen wachen Träumen einige Minuten lang hinzugeben. Er war in hohem Grade aufgeregt. Er hatte bei Tafel den Platz neben seiner imaginairen Cousine, Fräulein Clementine, gehabt, und der feurige Wein des Barons hatte seine schwunghafte Einbildungskraft wie seinen Muth mächtig belebt, so daß er seiner schönen Nachbarin Worte zugeflüstert hatte, über deren Kühnheit er jetzt selber sich wundern mußte.

„Du darfst mit Dir zufrieden sein," dachte er, indem seine freudestrahlenden Blicke über den Garten

hinschweiften, der, in das frischeste Grün des Frühlings gekleidet, vor ihm lag, „Du darfst mit Dir zufrieden sein, denn hast Du nicht heute Proben großer Gewandtheit im feinen Welttone abgelegt? War Dein Gespräch mit Clementinen nicht ungezwungen und ergötzlich, ohne zu weitgehende Vertraulichkeit, war es nicht piquant und witzig, ohne Anstoß zu geben? Kannst Du es Dir verhehlen, daß Du Eindruck auf ihr Herz gemacht hast? Verräth sich nicht in ihrer Heiterkeit das tiefinnige Gefühl erwachter Liebe? Wäre es nicht thöricht, zu bezweifeln, daß Du mit der Zeit siegen und das Ziel all' Deiner brennenden Wünsche erreichen wirst? Und bist Du trotzdem über die von Dir selbst gesteckte Grenze hinausgegangen? Hast Du nicht für den Nothfall den Rückzug Dir noch offen gelassen?"

Da rissen ihn plötzlich aus seinen angenehmen Betrachtungen flüsternde Stimmen, die sich aus einer der nächsten Fenstervertiefungen hören ließen, und die, wie es zu geschehen pflegt, wenn man flüsternd ein Gespräch führen will, nach und nach lauter wurden. Adolf würde indeß kaum verstanden haben, was gesprochen wurde, hätte ihn nicht die Natur mit einem ausnehmend feinen Gehör begabt, welches jetzt die Neugierde noch schärfte. Die Stimmen

waren die der Gräfin Arnstein und des Herrn von Kwilezki.

„Aber woher diese Unruhe, Frau Gräfin,“ hörte er Kwilezki sagen, „ist nicht das Geheimniß wohl bewahrt?“

„Nicht die Furcht, daß es entdeckt werden könnte, veranlaßte meine Aeußerung,“ erwiederte mit bewegter Stimme die Gräfin, „aber daß dieses Geheimniß überhaupt obwaltet und daß es mir nicht gestattet ist, dem Zuge meines Herzens zu folgen und es ohne Scheu zu enthüllen — das ist es, was mir alle Ruhe, alle Selbstbeherrschung raubt. Ach, dürfte ich ihm noch heute Alles offenbaren!“

„Von welchem Geheimniß mag hier die Rede sein?“ dachte Adolf. „Sollte es wohl mich betreffen?“ Und er horchte mit verdoppelter Aufmerksamkeit. Aber die Stimmen sanken nun wieder zu einem so leisen Geflüster herab, daß er nur unzusammenhängende Worte auffangen konnte.

„Und dennoch wäre es so besser,“ hörte er die Gräfin eine längere Auseinandersetzung Kwilezki's beantworten, die er nicht verstanden hatte.

„Ich werde nicht aufhören, in seinem Interesse wirksam zu sein, gnädige Frau,“ sagte jetzt Kwilezki etwas lauter, „und was Sie anstreben,

wird sich binnen Kurzem erfüllen, zweifeln Sie nicht daran."

„Offenbar reden sie von Jemand, der sich zur Zeit in einer ungünstigen Lage befindet — das paßt auf mich," dachte Adolf.

Wieder wurde etwas gesprochen, das seinem feinen Ohr entging. Nur die Worte der Gräfin vernahm er deutlich: „Ihm so nahe zu sein, und doch durch eine so tiefe Kluft von ihm getrennt — ach, wie traurig ist doch das!" worauf Kwilezki etwas erwiederte, worin von Banden des Bluts, der zwingenden Macht der Verhältnisse, einer unheilvollen Vergangenheit und einer nahen besseren Zukunft die Rede war. Dann aber verstummten Beide, er hörte den schweren Vorhang, dann gleich darauf das seidene Kleid der Gräfin rauschen, und die Flüsternden entfernten sich leisen Schrittes.

„Das Alles galt mir," sagte Adolf zu sich selbst. Kwilezki kennt das Geheimniß, in das ich verflochten bin, er spielt sogar eine thätige Rolle bei der Entwirrung des Knotens — ah, ich begreife jetzt sein mehr als freundliches Entgegenkommen. Ob er wohl der Schreiber der anonymen Briefe sein sollte? — Und die Gräfin — wie sehr ihr mein Schicksal am Herzen liegt! „Ihm so nahe zu sein, und doch durch

eine so tiefe Kluft von ihm getrennt — ach, wie traurig ist doch das!" hat sie gesagt. Und er vertröstete sie auf eine nahe, bessere Zukunft. O, kein Zweifel, diese nahe Zukunft wird mir die Erfüllung meiner kühnsten Hoffnungen bringen!"

Er verließ seinen Versteckwinkel und schloß sich der Gesellschaft wieder an. Als er im Garten mit der Mainottenhäuptlingstochter zusammentraf, war er der eleganteste Grafensohn, den die Welt je gesehen; er nannte sie auch zuversichtlicher denn je Clementine, und das „Herr Rottmayer" klang aus ihrem schelmisch lächelnden Munde so spöttisch und lustig, wie noch nie zuvor. Ja, als sie ihm schnippisch den Rücken kehrte und, statt ihm auf eine sehr geistreiche Bemerkung zu antworten, den Herrn von Kwilezki anredete, da war es ihm gerade, als habe sie sagen wollen: „Cousin, wenn ich mir den Zwang auferlegen muß, Dich Rottmayer zu nennen, will ich lieber gar nicht mit Dir reden."

Wollte ich dem Leser Alles mittheilen, was Adolf diesen Abend in sein Notizbuch eintrug, so könnte ich eben so gut ein ganzes Kapitel aus „Dann grünen die Bäume" hier einflechten.

Elftes Kapitel.

Zwei Mütter.

Es dürfte nothwendig sein, bevor wir in unserer Erzählung weiter gehen, einen kurzen Rückblick auf das frühere Leben des Grafen Arnstein einzuschalten.

Der Graf hatte, als er noch ein zarter Knabe war, seinen Vater verloren. Seine erste Erziehung wurde von einer Mutter geleitet, die ihn, ihr einziges Kind, mit unendlicher Zärtlichkeit liebte, jedoch zum Glück für ihn, bei Lösung der ihr gewordenen schwierigen Aufgabe, die weisen Verhaltungsregeln nicht außer Acht ließ, die ihr der Gatte vor seinem Hinscheiden auf die Seele gebunden hatte. Moritz' Vater hatte in der Armee gedient, sein Großvater und Urgroßvater nicht minder, und es verstand sich von selbst, daß auch er den Weg betrete, den seine Vorfahren seit mehr als hundert Jahren mit Ehren gewandelt.

Er besuchte also eine Kriegsschule und wurde Lieutenant bei einem Cavallerie-Regiment.

Aber man war im tiefsten Frieden, und der Garnisondienst in der Residenz wollte dem jungen Grafen gar nicht zusagen. Er war zwar heiter und lebensfroh, aber doch zu ruhiger Natur, um an dem lustigen, oft ausgelassenen Leben seiner Kameraden Gefallen zu finden, und sein sinniges, etwas schüchternes Wesen konnte sich dem eitlen Treiben der großen Welt nicht so recht anbequemen. Er machte sich daher, so oft es thunlich war, von dem einen wie von dem andern los und unternahm weite Reisen. Von einer solchen, die er bis nach Griechenland und Kleinasien ausgedehnt hatte, kehrte der junge Graf in einer äußerst trüben Gemüthsstimmung zurück. Seine Freunde bemerkten die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, forschten aber vergeblich nach deren Ursache. Nur seiner Mutter offenbarte er diese, und bei ihr war das Geheimniß wohlbewahrt. Wir wissen nicht, wie es dennoch bekannt wurde, daß eine wunderschöne Griechin des Grafen Herz entflammt, seiner Bewerbung aber kein Gehör geschenkt, sondern ihre Hand einem andern in Athen sich aufhaltenden Deutschen gereicht habe, der ihm zwar an Rang und Reichthum weit nachstand, dafür aber ein feuriges,

sanguinisches Temperament besaß, welches dem der heißblütigen Griechin durchaus entsprach. Einige behaupteten, daß der Graf mit seinem glücklichen Nebenbuhler einen harten Zusammenstoß gehabt habe, während Andere, die besser unterrichtet sein wollten, dies bestritten, indem sie hinzufügten, daß der Graf jenen gar nicht kenne, ihn nie gesehen, ja nicht einmal seinen Namen erfahren habe.

Die Zeit verging, und die Herzenswunde des Grafen heilte nach und nach. Zwar vermißte man bei ihm den früheren Frohsinn, aber er gewann doch jenen ruhigen Gleichmuth zurück, der ihn schon in seiner frühesten Jugend so vortheilhaft kennzeichnete. Und Jahre reihten sich an Jahre, und es wurden ihrer viele, und wenn der Rittmeister Moritz von Arnstein, in dessen braunen Locken schon einzelne graue Haare sich zu zeigen begannen, auch später noch gern an Alles zurückdachte, was er einst als junger Lieutenant in Athen erlebt und erlitten, so geschah es doch nur mit jener stillen Wehmuth, die oft ein schöner Traum in der Seele des Erwachten zurückläßt.

Die Mutter des Grafen hatte, als dieser noch im Knabenalter stand, wieder geheirathet, aber auch ihr zweiter Gemahl, ein Baron von Teschendorf,

wurde ihr nach einer Ehe von nur wenigen Jahren durch den Tod entrissen. Nach diesem abermaligen schweren Schicksalsschlage zog sich die tiefgebeugte Frau ganz von der Welt zurück und wohnte von da an in völliger Abgeschiedenheit auf einem der Arnstein'schen Familiengüter, dem Schlosse Roggweil. Daselbst besuchte sie ihr Sohn, Graf Moritz, mit großer Regelmäßigkeit alljährlich zu fest bestimmten Zeiten, wie z. B. an ihrem Geburtstage, zu Weihnachten und nach beendigter Exercierzeit. Für die alternde Frau waren diese Besuche die einzigen Glanzpunkte ihres Daseins, gewissermaßen die Merkzeichen an dem großen Zifferblatt der rollenden Zeit, nach welchen sie ihr Leben eintheilte, maß und regelte. „Dies wird noch vor der Ankunft meines Sohnes geschehen müssen" — „Das verschieben wir lieber bis nach der Abreise meines Sohnes" — „In drei Wochen, wenn mein Sohn kommt" — so hörte man die Baronin von Teschendorf bei jeder Gelegenheit sprechen, und sie strich, wenn ihr Sohn nicht da war, jeden entschwundenen Tag im Kalender aus und wußte immer ganz genau, wie viele ihrer noch waren bis zu seinem nächsten Kommen. Erschien dann endlich der heißersehnte Sohn, so war auch auf dem alten Schlosse Roggweil eine festliche Zeit. Alles

nahm daselbst ein frischeres, fröhlicheres Aussehen an, die sonst sehr strenge Regel des Hauses wurde bei Seite gesetzt, in Küche und Keller, im Hofe, in den Ställen und im Garten waltete ein regsamer Geist, die Baronin selbst aber war wie verjüngt und neu belebt durch die Freude, ihren geliebten Sohn bei sich zu haben.

Einst aber kam der Graf Moritz ein ganzes Jahr lang nicht; er hatte abermals eine größere Reise unternommen. Das Jahr war das längste, welches die alte Baronin je verlebt zu haben meinte, es schien ihr eine Ewigkeit zu währen, bis die vielen, vielen Striche im Kalender gemacht waren, und hätte sie nicht gewußt, daß deren dreihundertfünfundsechzig seien, sie würde geglaubt haben, weit über eintausend gemacht zu haben. Zuletzt hatte doch auch dieses Jahr wie so manches vorhergehende ein Ende genommen, und als nun der frohe Tag hereinbrach, der ihr den so lange Vermißten brachte, da war auch das Entzücken um so größer.

Auf Roggweil hatte sich übrigens in diesem Jahre Manches anders gestaltet, und die eingetretene Veränderung war sehr geeignet gewesen, der Baronin die traurige Einsamkeit, in der sie ihr Leben verbrachte, erträglicher zu machen. Die Baronin hatte, weil

ihre alte Schließerin gestorben war, eine andere Frau an deren Stelle engagirt. Diese Frau — sie nannte sich Madame Fernau — war Wittwe und hatte eine Tochter von zwischen dreizehn und vierzehn Jahren. Von dieser Tochter hatte sie sich nicht trennen können und wollen, sie hatte es sich vielmehr ausbedungen, daß auch sie auf dem Schlosse Aufnahme finde. Und die Baronin, die hiervon erst nichts hören wollte, war später mit Freuden darauf eingegangen, sobald sie Francisca — so hieß das junge Mädchen — gesehen hatte; denn nichts Lieblicheres, Herzgewinnenderes konnte man sich denken, als dieses noch kaum zur Jungfrau gereifte Kind. Gar viele junge Mädchen dieses Alters waren ohne Zweifel so schön wie Francisca, gar viele besaßen wohl eben so feine, regelmäßige Züge, eben so glanzvolle Augen und üppige Locken und eine eben so leichte, zierliche Gestalt, nicht wenige auch mochten in ihrem Benehmen eben so viel Anmuth und Liebreiz zeigen als sie, doch keine einzige von allen, welche die Baronin Teschendorf je gesehen, hatte die gleiche außerordentliche Lebhaftigkeit des Geistes, dieses wunderbar Fesselnde in Blick und Ausdruck, in Worten und Geberden, diese leicht auflodernde, sich offen kundgebende Gluth der Empfindung und der Einbildungskraft. Es lag etwas

nicht zu Beschreibendes, etwas eigenthümlich Fremdartiges in diesem Kinde, das an die reizenden Märchen von Feen und Undinen erinnerte, die man auch noch im Alter so gern liest, etwas, das weit außerhalb der engen Sphäre des Alltäglichen und Bekannten seinen geheimen Ursprung zu haben scheint, und von dem wir annehmen möchten, daß es nur durch eine wunderbare Verkettung mit dem Uebersinnlichen in den Kreis der Wirklichkeit getreten ist.

Die alte Baronin hatte gleich vom ersten Tage an das lebhafte, geistvolle Kind gern um sich; sie ließ sich von ihr vorlesen und vorplaudern, sie nahm sie mit auf ihren regelmäßigen Spaziergängen durch die Parkanlagen und übertrug ihr allerhand kleine Verrichtungen bei ihrer Toilette. Und als dies einige Wochen so fortgegangen war, wollte ihr auch die Chocolade nicht recht munden, wenn sie ihr nicht von Francisca gereicht wurde, eben so wenig schmeckte ihr das Mittag- und Abendessen, wenn es nicht Francisca mit ihr theilte, ja, sie konnte bald ohne das liebenswürdige Kind keine Stunde mehr sein. Da wurde denn mit Madame Fernau ein neues Arrangement getroffen, in Folge dessen Francisca förmlich unter die Obhut und Fürsorge der alten Dame gestellt wurde, und da diese die Beobachtung gemacht

hatte, daß die Bildung ihrer Schutzbefohlenen noch sehr lückenhaft sei, nahm sie für dieselbe Lehrer an in der Musik, im Zeichnen, in den Sprachen u. s. w. Sie selbst aber übernahm es, ihrem Benehmen, das zwar viel natürliche Anmuth zeigte, aber, wie sich die Baronin ausdrückte, „etwas Verwildertes an sich hatte,“ den Stempel des feinen Welttons aufzudrücken, was ihr denn auch bei der Folgsamkeit und Gelehrigkeit Francisca's gar nicht übermäßig schwer wurde.

Weniger leicht dagegen fiel es der Baronin, einen gewissen Hang zum Mysticismus, oder richtiger zum Fatalismus zu bekämpfen, der, wie es sie bedünken wollte, in ihrer jungen Schutzbefohlenen keimte. Was der Baronin in diesem Lichte erschien, war indeß nur ein seltsames Gemisch von verworrenen Vorstellungen, die in dem Kopfe des Kindes spukten, wunderbare, phantastische, in oft kaum verständliche Worte gekleidete Gedankenbilder von übernatürlichen Dingen, namentlich von Einflüssen einer höheren Geisterwelt auf die Geschicke der Menschen. Die Baronin that ihr Möglichstes, um diese sonderbaren Anschauungen zu berichtigen, erreichte indeß nur, daß Francisca sie endlich nicht mehr äußerte.

Uebrigens war Francisca gegen die Liebe der

Baronin keineswegs unempfindlich, vergalt sie vielmehr mit dem ganzen leidenschaftlichen Ungestüm ihres warmen Herzens. Ja, es schien fast, als schmiege sie sich der alten Dame mit noch mehr Zärtlichkeit an, als sie selbst für die eigene Mutter empfand, denn in der Liebe, welche sie dieser bezeigte, mischte sich eine eigenthümliche Scheu und Zurückhaltung, von welcher ihr Benehmen gegen jene vollkommen frei war. Auch gestaltete sich bald ein Verhältniß, welches der Eigenliebe der Baronin nicht wenig schmeichelte, während es für das Herz der Madame Fernau ohne Zweifel etwas Peinliches hatte. Denn selbst der blinde Gehorsam, die demuthsvolle Unterwürfigkeit, womit Francisca den leisesten Wünschen der Mutter begegnete, da sie doch nicht selten den Anordnungen der Baronin einen kecken Trotz entgegenstellte, war wenig geeignet, die erstere über die wahren Gefühle ihrer Tochter zu täuschen. Es war unverkennbar: in der Mutter sah diese zugleich eine Gebieterin, deren Befehlen sie sich unbedingt fügen müsse, in der Gebieterin aber sah sie nur eine zweite Mutter, von welcher sie alle Tage neue Wohlthaten empfangen dürfe, ohne etwas Anderes dafür zu geben, als die ihrer feurigen und anschmiegenden Gemüthsart entspringenden Liebkosungen.

Nicht zu beschreiben ist der Eindruck, den Francisca's Erscheinung auf den Grafen Moritz machte, als er auf Roggweil wieder eintraf. Wie bezaubert stand er dem holden Kinde gegenüber und starrte mit zurückgehaltenem Athem auf sie hin, und preßte die Hand an die Stirn, als frage er sich, ob nicht eine liebliche Vision seine Sinne gefangen halte. Kein Wunder, daß er sich so ergriffen fühlte, denn was er sah, war ja das vollkommene Ebenbild seiner einst so heiß geliebten Theodosia, dieselben classisch reinen Züge, dieselben großen, strahlenden, geistvollen Augen, dieselbe zierliche, edelgeformte Gestalt, nur Alles noch lieblicher, blendender und fesselnder als damals, wo es zum ersten Mal sich seinen entzückten Blicken zeigte.

In der That, er war keines Wortes, keines klaren Gedankens fähig, so lange seine Augen an der Jungfrau hingen, und als sich diese schüchtern und verwirrt von ihm zurückzog und nun die Mutter nach der Ursache seiner auffallenden Bewegung forschte, wich er ihren Fragen aus, denn noch immer wähnte er sich von einem unerklärlichen Blendwerk, einem neckischen Spiel seiner Einbildungskraft getäuscht. Doch er sollte bald inne werden, daß es etwas mehr als blos trügerischer Schein gewesen, was ihn mit solcher

Zaubergewalt in die längst entflohene Zeit seiner Jugend zurückversetzt hatte.

Schon am folgenden Tage nämlich führte ihn ein Zufall mit Madame Fernau zusammen. Der Graf erschrak, als er sie sah. Täuschte ihn ein neues Blendwerk, oder war diese ernst und düster blickende Frau mit dem stark in die Augen fallenden Ausdruck von Lebensüberdruß und starrer Verschlossenheit, war diese Matrone mit dem ergrauten Haar und den welken, eingefallenen Zügen wirklich dieselbe, deren Jugendfrische und Schönheit, deren Gefühlswärme und überwallende Geistesfülle ihn einst so mächtig ergriffen? Ja, kein Zweifel, es war Theodosia, und doch wie so gänzlich umgewandelt, wie so himmelweit verschieden von der einstigen Geliebten, an welche ihn die gleichen, üppig aufblühenden Reize Francisca's so lebhaft erinnert hatten. Gewiß, es mußten furchtbare, langwierige Leiden gewesen sein, unter welchen sie vor der Zeit gealtert hatte!

Madame Fernau las das schmerzliche Erstaunen in den Zügen ihres ehemaligen Anbeters, und ein bitteres Lächeln zuckte um ihren fest geschlossenen Mund; sonst aber verrieth sie durch keine noch so leise Bewegung, daß sie ihn wiedererkannt habe. Mit einer ceremoniösen Verneigung ging sie an ihm vor-

über — kein Wort wurde zwischen ihnen gewechselt. Kein Wort, weder bei dieser Gelegenheit, noch später, wenn sich Beide zufällig begegneten. Und wozu auch — so dachte der Graf — wozu eine Erörterung herbeiführen, die ja ihr wie ihm nur traurige Erinnerungen erwecken, aber keinen Gewinn bringen konnte? Sie waren einst in der Blüthe der Jugend unter der heißen Sonne ihrer schönen Heimath zusammengetroffen, er hatte sie geliebt, sie aber hatte seine Gefühle nicht erwiedert, ihre Wege hatten sich dann getrennt, ihr hatte das Schicksal Schmerz und bittere Enttäuschung und Noth und Drangsal, ihm ein nur wenig bewegtes Leben, ein weder sorgenvolles, noch besonders freudenreiches Loos beschieden. Nun führte sie nach langen Jahren eine seltsame Verkettung von Zufälligkeiten wieder zusammen. Aber wie ganz anders standen sie sich nicht jetzt gegenüber? Er war noch in der ganzen Vollkraft des Mannesalters und konnte noch Pläne bauen und Wünsche nähren, deren Erfüllung er von der Zukunft hoffen durfte, sie dagegen war eine alternde Frau, die bereits mit dem Leben abgeschlossen und von der kommenden Zeit nichts mehr zu erwarten hatte. Das Alles bedurfte keiner Erläuterung, es

ergab sich ja von selbst, ohne Worte. Wozu also Fragen stellen und Erklärungen fordern?

Und wäre er auch geneigt gewesen, nach ihren Erlebnissen zu forschen, so war sie doch sichtbar abgeneigt, ihm Rede zu stehen, denn sie wich ihm stets mit der gleichen ernsten, kalten, abschreckenden Förmlichkeit aus. Sie war überhaupt eine eigenthümliche Frau, überaus pünktlich in Erfüllung ihrer Pflicht, im Uebrigen aber völlig theilnahmlos gegen Alle und Alles in ihrer Umgebung. Die Dienstboten auf dem Schloß, unter welchen sie sich stumm und gleichmäßig wie ein Automat bewegte, hatten eine große Scheu vor der stolzen, verschlossenen Frau, und Keines von ihnen machte je den Versuch, mit ihr in nähere Berührung zu kommen, so wenig wie sie ihrerseits sich um die Angelegenheiten auch nur eines Einzigen kümmerte. Selbst der Baronin näherte sie sich, trotz des innigen Verhältnisses, das sich zwischen dieser und Francisca gestaltet hatte, um keinen Schritt; sie war und blieb die Dienerin, die ihre Obliegenheiten gewissenhaft besorgte, sonst aber an nichts Interesse nahm. So führte denn Madame Fernau auf Roggweil ein höchst einförmiges, zurückgezogenes Leben, sie schien für die Welt völlig abgestorben zu sein, und nur in den Stunden, wo ihre Tochter bei

ihr weilte, ging manchmal in ihrem Wesen eine plötzliche und gewaltsame Veränderung vor. Sie konnte dann das geliebte Kind mit einer leidenschaftlichen Zärtlichkeit an ihr Herz pressen, die deutlich verrieth, daß ihre kalte Gleichgültigkeit nur eine vorgehaltene Maske sei, und daß sich die ursprüngliche Gluth ihrer Gefühle keineswegs abgekühlt habe.

Graf Moritz übertrug allmählich die Liebe, die er einst für die Griechin gehegt hatte, auf deren reizende Tochter. Und wie hätte es auch anders sein können? Es waren ja keine neuen Empfindungen, die jetzt erst in ihm erwachten, es waren die lange bekämpften, die nie ganz unterdrückten, die wieder Macht über ihn gewannen; denn so wie er Francisca jetzt sah, glich sie genau dem Bilde Theodosiens, wie er es die langen Jahre hindurch treu in seinem Gedächtniß bewahrt hatte. Er liebte sie, heiß und innig, aber er liebte auch wie ehedem ohne Hoffnung. Ja, ohne Hoffnung, denn Francisca war fast noch ein Kind, er ein Mann hoch in den Dreißigen; und hatte Theodosia seine Liebe nicht erwiedert, als er noch im Jünglingsalter stand, weil seine Gemüthsart von der ihrigen so gänzlich verschieden war, wie war es zu glauben, daß die ihr in allen Dingen so ähnliche Francisca sie sollte erwiedern können, da nun auch

dazu noch der große Unterschied der Jahre sich geltend machen mußte? Und dann seine Stellung im Leben und — ihre! Er, der reiche, der vornehme Mann, der durch nahe Verwandtschaft mit den ersten Adelsgeschlechtern des Landes eng verbunden war, und sie, das Mädchen ohne Namen und Familie, die Tochter der Dienerin seiner Mutter! War eine solche Verbindung denkbar? Und konnte sie glückbringend werden? Er theilte zwar nicht die Vorurtheile seines Standes, er hielt sie vielmehr für thöricht und verwerflich; aber doch war es ihm nie in den Sinn gekommen, sich offen gegen sie aufzulehnen. Er glich darin manchem Freidenker, der zwar aus Vernunftgründen ein theologisches Dogma verwirft, aber dennoch mit einer gewissen ehrfurchtsvollen Scheu darauf hinblickt, weil er nicht vermögend ist, Eindrücke ganz zu verläugnen, die er mit der Muttermilch einsog. Aber, könnte man einwenden, der Graf hätte doch vor zwanzig Jahren eine eheliche Verbindung mit Theodosia geschlossen, wenn sie seiner Bewerbung ein günstiges Ohr geliehen hätte. Wohl wahr, aber abgesehen davon, daß man in jüngeren Jahren viel leichter über manche Bedenklichkeiten sich hinwegsetzt, so kannte er Theodosia's Mutter als die Wittwe eines Officiers, der sich in den Freiheits-

kämpfen mit Ruhm bedeckt hatte, und sie selbst lebte unabhängig von einem kleinen Vermögen und genoß in ihrer Heimath eines großen Ansehens. Francisca's Mutter dagegen war Schließerin auf Roggweil, und von ihrem Vater wußte er nichts, als was er jetzt von der Baronin erfahren, daß er nämlich Fernau geheißen, eine sehr untergeordnete Stellung als Beamter eingenommen habe und blutarm gestorben sei.

Graf Moritz besaß Selbstbeherrschung genug, um, nachdem er zum zweiten Mal auf die Verwirklichung seiner heißesten Wünsche verzichtet hatte, seine Gefühle für das schöne junge Mädchen sorgsam zu verbergen. Nachdem der erste überwältigende Eindruck sich einigermaßen abgekühlt hatte, verrieth nichts in seinem Benehmen gegen sie, was tief in seinem Herzen sich regte. Auch dauerte sein Besuch auf Roggweil diesmal um keinen Tag länger als sonst, und eben so wenig kam er früher als zur bestimmten Zeit wieder.

Zwei Jahre vergingen, während welcher sich die Verhältnisse auf Roggweil wenig änderten. Von da an aber wurden die Besuche des Grafen Moritz häufiger und länger. Freilich wären sie dies auch geworden ohne den Einfluß Francisca's, deren Reize sich inzwischen zur vollsten Blüthe entfaltet; denn

die zunehmende Schwäche der schon seit langer Zeit kränkelnden Baronin machten es ihm zur Pflicht und zum dringenden Bedürfniß, ihr seine ganze freie Zeit zu widmen. Aber dennoch sah die scharfblickende Baronin, daß neben der kindlichen Liebe auch noch eine andere Liebe den Sohn nach Roggweil hinziehe, und in dem Herzen der alten Frau regte sich mit verdoppelter Stärke ein Wunsch, den sie schon in früheren Jahren, lange bevor Francisca auf's Schloß kam, gegen den Sohn geäußert hatte, ohne jedoch jemals bei ihm Gehör zu finden, der Wunsch nämlich, daß er sein Junggesellenleben — in den Augen der würdigen Dame ein gar trostloser Zustand — gegen das segenreiche Loos des Ehemannes vertauschen möge. Auch sie hatte sich von allen engherzigen Standesvorurtheilen bis zu einem gewissen Grade emancipirt, und was davon ihren Grundsätzen noch anklebte, wurde zehn- und hundertfach aufgewogen durch die innige Liebe, die sie zu Francisca hegte. Auch hatte die alte Baronin mit aller Feinheit und Weltklugheit, die nur immer eine alte Baronin von Tact und Erfahrung bei so delicaten Dingen entwickeln kann, das Herz ihrer jungen Schutzbefohlenen sondirt, und was sie da entdeckte, trug mächtig zur Belebung ihrer

Hoffnung bei, den Sohn nunmehr bald der unseligen Junggesellenschaft entrissen zu sehen.

So kam es denn, daß in einer traulichen Stunde sich ihr mütterliches Herz dem Sohne öffnete, und die oft wiederholten Wünsche auf's Neue in eindringlichen Worten zu Tage traten. Und — o Wunder! — diesmal war es nicht das frühere trübe Lächeln und abwehrende Kopfschütteln, das ihre Bitten und Ermahnungen beantwortete, es war vielmehr eine freudige Ueberraschung, die sich in dem hell aufleuchtenden Auge des Sohnes spiegelte, und verhielt er sich auch noch immer schweigend, so lag doch selbst in diesem Schweigen etwas wie das allmähliche Aufgeben eines machtlosen Widerstandes.

Weiter kam übrigens die alte Baronin auch diesmal nicht. Die Bedenklichkeiten, die sich Graf Moritz anfangs hinsichtlich des Standesunterschiedes, oder vielmehr hinsichtlich seiner vielen adelstolzen Verwandten gemacht hatte, waren zwar schon längst wieder geschwunden, denn wenn er auch so gut wie jene den Grundsatz „Noblesse oblige“ hochhielt, so verstand er doch darunter nicht die Verpflichtung, sich dem crassen Vorurtheil einer Legion bornirter Muhmen, Basen und Vettern zu opfern, dagegen konnte er an das unverhoffte Glück, von Francisca

geliebt zu sein, trotz der Betheuerung der Mutter nicht so recht glauben, und er mochte sich daher zu dem entscheidenden Schritt, zu welchem ihn diese drängen wollte, noch nicht verstehen. „Vielleicht wenn ich wiederkomme,“ flüsterte er ihr beim Abschied in's Ohr, nachdem er sie zärtlich umarmt und einen Kuß auf ihre runzelige Wange gedrückt hatte. Mit diesem halben Zugeständniß mußte sie sich begnügen.

Und er kam bald wieder, wenn zwar auch nicht als Freier. Ein Eilbote hatte ihm die erschütternde Kunde gebracht, daß die Baronin schwer erkrankt sei, und daß er kaum hoffen dürfe, sie vor ihrem Hinscheiden noch zu sehen. Er fand auch wirklich die geliebte Mutter im Sterben. Ihre fast schon erloschene Lebensflamme flackerte noch einmal schwach auf, als der Sohn mit Thränen im Auge und von Schmerz überwältigt neben ihrem Bette niederkniete, sie fand sogar Kraft genug, ihm mit brechender Stimme noch ein letztes Mal den Wunsch, den sie nicht mehr erfüllt sehen sollte, an's Herz zu legen. Was er ihr erwiederte, lockte ein freudiges Lächeln auf ihre schon im Todeskampfe zuckenden Lippen, und mit diesem Lächeln schied sie aus dem Leben.

Ein Jahr später waren Graf Moritz Arnstein und Francisca Fernau Mann und Frau. Und

weder der große Unterschied hinsichtlich der Jahre noch die größere Verschiedenheit ihrer Gemüthsart erwies sich als störendes Mißverhältniß; vielmehr ergänzten sich bei ihnen die Gegensätze zu einer so innigen Harmonie, wie sie nur immer in der allerglücklichsten Ehe gefunden werden kann. Francisca sah mit glühender Begeisterung in ihrem edlen und hochherzigen, ihrem stattlichen und schönen Mann den Inbegriff aller männlichen Vollkommenheit, und der Graf vergötterte seine wunderholde Gattin und dankte stündlich aus tiefster Seele dem Himmel für das Glück, das er an ihrer Seite genoß.

Aber freilich ist kein noch so lichtvolles Bild ganz ohne Schatten. Die Heirath des Grafen hatte unter seinen Verwandten und in der ganzen hohen Aristokratie viel Aergerniß erregt, und man war — namentlich in den Familien, die selbst für ihre Töchter auf den reichen und angesehenen Mann ihr Augenmerk gerichtet hatten — nicht immer schonend genug, den Verdruß über die „unerhörte Mesalliance" zu verbergen. Doch dies gehörte zu den Mißständen, die der Graf vorhergesehen, und die ihn nur dann verstimmen konnten, wenn er bemerkte, daß seine Gattin sich dadurch gekränkt fühlte. Ihn persönlich berührte es nicht, er war zu charakterfest, um sich durch

Andere beirren zu lassen, nachdem er einmal mit sich selbst einig geworden war. So hatte denn die Mißbilligung oder Mißgunst seiner Standesgenossen keinen weiteren Einfluß auf ihn, als daß er etwas früher, als er es vielleicht sonst gethan hätte, aus dem Militärdienst trat und sich ganz in seine stille, friedliche Häuslichkeit zurückzog.

Und wie unendlich glücklich fühlte er sich nicht hier! Hätte ihm Jemand prophezeit, daß binnen Kurzem ein böser Geist in diesen der Liebe und Eintracht geweihten Tempel einziehen würde, ein tückischer, unheimlicher Geist des Zweifels, ein Verdacht säender, Unheil stiftender, Zwietracht fördernder Dämon, der ihn und sie, die er so innig liebte, von einander zu trennen trachte, indem er Jedes für sich fest und unentrinnbar mit seinen Fallstricken umgarne — hätte ihm dies Jemand prophezeit, er hätte ihn für einen Irrsinnigen gehalten und seine Wahrsagung als die Ausgeburt eines kranken Gehirns belacht.

Die Heirath des Grafen mit Francisca war ohne alle Einmischung von Seiten der Madame Fernau geschlossen worden. Trefflich hatte diese die innige Freude zu verbergen gewußt, mit welcher sie vom ersten Anfang an die stille, aber tiefe Neigung des Grafen für ihre Tochter, sowie deren aufkeimende

Liebe zu ihm beobachtete. Scheinbar kalt und theilnahmlos ließ sie auch später geschehen, was sie mit einer gewissen Feierlichkeit eine Fügung des Himmels nannte. Sie griff nicht ein in den Gang der Begebenheiten, sie förderte, sie hinderte nichts, und als sich der Graf ihre Einwilligung zu der Verbindung mit ihrer Tochter erbat, und sich Francisca mit glühendem Antlitz an ihre Brust warf und schmeichelnd ihre Bitte mit der des geliebten Mannes vereinigte, da legte sie ernst und gemessen Beider Hände in einander und sprach nur ein paar Worte über das wunderbare Walten des Schicksals.

Aber freilich, in unbewachten Momenten, wenn keines Menschen Blick auf ihr weilte, da war es anders, da loderte oft in ihren Augen ein helles Feuer auf, und ein stolzes, triumphirendes Lächeln belebte ihre starren Züge; da preßte sie manchmal krampfhaft die Hände auf das Herz, wie um den stürmischen Empfindungen, die es durchtobten, Ruhe zu gebieten: da richtete sie sich manchmal in heftiger, leidenschaftlicher Erregung hoch auf, der Ausdruck befriedigten Ehrgeizes thronte auf ihrer Stirn, und in Gestalt und Haltung glich sie einer siegreichen Königin, die eine Welt zu ihren Füßen sieht.

Von ihrer glänzenden Stellung als Schwieger-

mutter des reichen, bis zur Verschwendung freigebigen Grafen machte sie übrigens einen sehr bescheidenen Gebrauch. Sie war nicht zu vermögen, als Herrin auf dem Schlosse zu verbleiben, wo sie als Dienerin eine so untergeordnete Rolle gespielt hatte, aber sie wollte auch nicht einen andern, ihren jetzigen Verhältnissen eben so angemessenen Wohnsitz beziehen. Sie übersiedelte nach einem einsam gelegenen, unscheinbaren Häuschen in der Nähe von Roggweil, welches sie sich von ihrem Eidam erbeten hatte, und hier lebte sie still und zurückgezogen, ohne Prunk und ohne Aufwand.

Nicht lange nach der Verheirathung ihrer Tochter fing sie an zu kränkeln, und von da an schien auch in ihrem Innern eine gänzliche Veränderung vorzugehen. Man bemerkte an ihr eine große Unruhe, eine peinliche Gemüthsaufregung, die aus ihren körperlichen Leiden nicht wohl herzuleiten war. Gegen ihre Umgebung, selbst gegen ihre Tochter und ihren Schwiegersohn, die sie mit aller Liebe und Sorgfalt pflegten, zeigte sie sich unduldsam, reizbar, oft herrisch und zornmüthig. Oft auch war sie wie geistesabwesend starrte stundenlang unbeweglich vor sich hin und murmelte halblaut unverständliche Worte, wie Jemand, der über einen zu fassenden Entschluß mit sich selbst nicht in's Reine kommen kann.

Ihre Krankheit nahm einen reißend schnellen Verlauf. Als sie sich ihrem Ende nahe fühlte, verlangte sie, mit ihrer Tochter allein gelassen zu werden. Man willfahrte ihrem Wunsch, der Graf und der Arzt verließen das Krankenzimmer. Eine halbe Stunde später hörten Beide drinnen einen gellenden Schrei und einen schweren Fall. Bestürzt eilten sie hinein. Madame Fernau hatte den letzten Athemzug gethan, Francisca lag ohnmächtig neben dem Bett am Boden.

Von diesem Tage an war Francisca nicht mehr dieselbe. Ihr früher so lebhafter Geist schien wie gelähmt, die frische, kindliche Heiterkeit ihres Gemüthes hatte einer tiefen Schwermuth Platz gemacht. Der Graf sah hierin nur die vorübergehende Wirkung des Kummers über den Tod der Mutter.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Inhalt des ersten Bandes:

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

William Hogarth.

Roman

von

A. E. Brachvogel.

(Verfasser des „Narciß.")

3 Bde. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

Der so allgemein beliebte Dichter hat in diesem neuen Werke seiner Feder ein Kunstgebilde geschaffen, das seine übrigen historischen Romane weder an Fülle des geschichtlichen Stoffs, Reichhaltigkeit und Spannung dramatisch belebter Handlung, noch an der Größe und hinreißenden Gewalt der Situationen irgendwie nachsteht. Brachvogel führt uns, ähnlich wie bei Friedemann Bach, in William Hogarth — dem Shakespeare der Palette — eine leidende, ringende, siegende und im Siege erschütterte Künstlernatur vor's Auge, die meist tragisch bewegt, nur in contemplativen Momenten seinen genialen Pinsel in die reichen Farben der Lebensironie taucht, eine Künstlernatur, in der sich sowohl das unsterbliche Genie aus der Leidenschaft gebiert, als auch die Unendlichkeit und — zugleich Endlichkeit alles Kunstschaffens hienieden bewahrheitet. Hogarth steht vor uns als der ursprüngliche, wahre Mensch, der sich in allen Lagen des Daseins, ja selbst im Irrthum köstlich bewährt, dessen schlimmste Fehler stets die innere sittliche Liebenswürdigkeit leuchtend bewahren, der lebendige Sohn seiner Zeit, aber ragend in alle Zeiten! — Jeder Band des Werkes hat seine eigenen Vorzüge. Der erste Band macht uns mit dem blendend reichen Costüme des Hofes Georg's II. vertraut; wir lernen die politischen Verwickelungen der Zeit, die glühenden Parteiconflicte der Häuser Stuart und Hannover, die conspirationslustige Gesellschaft, die Anhänger Walpole's, Hogarth's kennen — den Letzteren sehen wir noch in den traditionellen Anfängen der Lehrjahre befangen. Im 2. Band tritt uns der Hof Georg's II., Bolingbroke und das Parlament entgegen. Der 3. Band führt Hogarth in seiner Blüthe vor, Hogarth, den feinen

Kenner und Zeichner der englischen Gesellschaftszustände, welcher mit der Mythologie brach, um in streng moralisirender Weise im Geiste Pope's, Swift's neben den Dichtern und Schriftstellern auch als bildender Künstler seine Zeit, ihre Vorzüge und Laster weltgerichtlich darzustellen. Der Roman genügt somit nach allen Seiten; Sprache und Darstellung verleugnen den Dichter nicht, der die Kunst versteht, dem Leser Theilnahme für die Personen und Zustände, die er vor ihm werden läßt, einzuflößen und wie Wenige Cultur-Romane zu schreiben. Der Humor und die Satyre, die Hogarth auszeichnet, finden in dem Schriftsteller, welcher diesen Künstler der deutschen Lesewelt wieder vorgeführt, gleichfalls einen treuen Wiederhall.

Geheimnisse des Glückes.

Roman

von

Gustav vom See.

4 Bde. Geh. 6 Thlr.

Der beliebte Schriftsteller giebt hier eine Erzählung aus dem bürgerlichen und Familienleben, nicht überladen, aber dennoch reich an Ereignissen und Verwickelungen, um den Leser von Anfang bis zu Ende in angenehmer Spannung und Erregung zu erhalten. Die auftretenden Personen sind naturwahr, durchweg gut gezeichnet und durchgeführt, so daß sie lebendig in Fleisch und Blut vor uns stehen; die Situationen mannigfaltig und gerade so geschaffen, um recht viele sociale und sittliche Fragen anzuregen. Die meisten geschilderten Charaktere sind Personen, für die man in der einen oder andern Beziehung alsbald lebhaftes Interesse gewinnt. Die Idee, welche in der Erzählung ausgeprägt wird, ist der Gegensatz zwischen den Ansichten und Idealen von Glück und dessen Realisirung im Leben; die beiden Hauptthelden des Romans werden vollkommen glücklich — mit den Hochzeiten schließt der Roman — aber Jeder erhält gerade in seiner Frau einigermaßen das Gegentheil von dem, was zu suchen er nach seinen Grundsätzen und Lebensanschauungen sich vorgenommen hatte. Die Erzählung spielt in der jüngsten Zeit, bis in die „neue Aera"
hinein.

---

5 fl 18 kr

Baudissin, Ulrich <<von>>,

Gattin und Tochter Roman

Bd.: 1. Band

Berlin 1867